

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XI. Jahrg.

Düsseldorf, Dezember 1931

Heft 12

Von der deutschen Wandlung.

Von Eugen Diesel*.

Rein Volk ist wie die Natur ein Gebilde mit unzweideutigen Eigenschaften oder ist gar „ewig“. Man überschreitet nicht zweimal dieselbe Grenze, um zum gleichen, nicht auf einige Weisen gewandelten Volk zu gelangen. Täglich verändern sich die Völker durch Geburt und Tod, Kreuzung und Wanderung, Ideenverschiebung und Schicksal. Es ist kaum zu entscheiden, ob die Wandlungen nicht stärker sind als das Bestehende. Die Sprache fließt, die Rasse fließt. Fremde Rassen reden und empfinden „deutsch“, „deutsch“ aussehende Menschen reden Ausländisch, deutschsprechende Menschen hassen Deutschland. Gebiete werden gewonnen und verloren. Gefühle und Gesichte, Leitbilder und Moden, welche Gang, Haltung und Geist offenkundig prägen, kommen und vergehen.

Millionenstarke Gruppen innerhalb eines Volkes sind einander feind, und eher umschlingt manche Gruppen verschiedener Völker etwas Gemeinsames. Fieberhafte Einheit umfaßt plötzlich, eine Zeitlang, vorher hadernde Scharen, und das rätselhafte verwaltende Gebilde, der „Staat“, hat alle Macht über Leben und Tod, ein Staat, über dem einmal dieses, ein andermal jenes Banner wehen mag.

Noch immer befinden wir uns auf der ewigen Suche nach unserem eigenen Volke. Wir hören zwar in zahllosen Ideologien, Programmen, Abhandlungen, was Deutschland sei und was es nicht sei, was es tun und was es lassen solle, was vaterlandsliebend sei und was nicht. Mit einzigartigem und liebevollem Eifer wird in Büchern, auf Lehrstühlen, bei Vorträgen dies ungeheure Gebilde Deutschland gedanklich umfaßt. Man liebt es besonders, mit schwer klärbaren Begriffen, wie Volkstum, Volkheit, Staatlichkeit, Kultur, Rasse, Preußentum, Seele, Art, Wesen, Deutschtum zu arbeiten und sie dogmatisch heftig zu verwenden, als ob diejenigen unpatriotisch oder ungebildet seien, die sich unter den nebelhaft verwendeten Worten wenig denken können. Niemals hören die Fragen auf, ob ein Volk eine Schicksals- oder Not- oder Wertungsgemeinschaft oder sonst etwas sei.

Es ist kein Zufall, daß die Deutschen gern von ihren „heiligsten“ Gütern reden, was die anderen Völker gar nicht oder seltener tun, und daß sie oft glauben, sie hätten eine Seele, die anderen Völker aber nicht. In dies Gebiet gehören auch die zahllosen sonderbaren Aussprüche: „Am deutschen Wesen wird einst die Welt genesen.“ „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt.“ „Deutsch sein, heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun.“

* Aus: Eugen Diesel, „Die deutsche Wandlung“. Verlag J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart-Berlin. 374 S. in Ganzleinen. Eine ausführliche Besprechung folgt im Januarheft 1932.

Nein, deutsch sein heißt, an einer Kilometerlangen Muster-sammlung von Idealen vorbeimarschieren müssen und gezwungen sein, nach Gemeinschaft zu schreien, statt sie zu haben, als Volk unfähig sein, in seinem Magnetfeld die Kompaßnadel seiner Führer hilfreich mit auszurichten. Deutsch sein heißt, aus „Patriotismus“ niemals zugeben, daß andere Parteien patriotisch seien, als Protestant verleugnen, daß der Katholik vaterlandsliebend sei, als Konservativer das Vaterland dem Demokraten absprechen und umgekehrt, und schließlich, den Patriotismus beruflich umfärben und die Spezialgestaltung seiner Vaterlandsliebe in bunten und strammen Ruderkübs, Schützengilden, Bannervereinen, Kriegervereinen öffentlich darstellen.

Wir Deutsche wandern immer noch in einem dunkeln Tal, in dem wir mit dem Engel des Unterganges ringen. Der Weg ist gefährlich, weil auf ihm alles unbekannt zu sein scheint. Nirgends haben wir eine erfassbare Sicherheit oder Berechenbarkeit unseres Zustandes.

Aber unser Schwebezustand muß ja eines Tages enden, wir wissen nur nicht wie: ob an der düstersten Stelle des Weges, dort, wo mit gespenstischem Finger alles ausgelöscht erscheint, was allgemein menschlich, was liebwert deutsch hieß; oder dort, wo heitere Bläuer hereinblitzen und es grürend über die Wirbel des Stromes herabhängt, sich weitere Täler öffnen mit Blick auf Au, Burg und Fels. Da mag plötzlich das Gefüge der alten Welt so verschoben sein, daß sich ein hinreißendes Schicksal hervortut, Größe, Macht und Gedanke aus den Reihen des düster wandelnden Volkes einem neuen Zeitalter entgegenleuchten.

Zukunft und Vergangenheit, Aufstieg und Untergang greifen trostlos und verheißungsvoll in wirrem Zackengefüge ineinander. Viele von uns leben bewußt in diesem dunkeln Tal, einige meinen, sie wären eigentlich nie hineingekommen, weil ihre Geschäfte blühen, dritte, sie hätten die ersten Schritte aus dem Tale heraus, einem „Silberstreifen“ entgegen, getan.

Wir sind nicht ganz ohne Hoffnung. In der Mitte von Europa droht eine Versuchswerkstatt, worin die Aufgabe gelöst werden soll, nicht nur, wie siebzig Millionen auf engem Raum in einer ganz neuen Zeit, in einer vollkommen aufgeteilten Welt, zwischen den gleichfalls schwellenden Menschen-scharen der anderen Länder leben sollen, sondern auch, ob sie als Volk in einiger Innigkeit, Echtheit und Freude zu leben vermöchten.

Aber in diesem Lande steckt ja alles, jede Organisation, jede Abart von Tat und Geist, jedes Ding, jede Kraft, jede Klugheit, jede Torheit. Überall werden Menschen und Geist

in seltsamen Schichten hin und her geknetet, gleiten Gesichtspunkte, Urteile, Empfindungen aneinander vorbei, vieles einzelne besitzt Wucht und Lichtigkeit, arbeitet, denkt, treibt, wobei sich dann mancher Widerspruch und manches Mißbehagen ergeben. Deutsch sein, heißt solche Widersprüche mit sich herumtragen, sie vollkommen durchwühlen zu müssen, ohne bisher zu vermögen, eine Brücke über das Gesamtdeutsche hin zu schlagen.

Das Volk muß sich zurechtschütteln und rütteln, nur um nicht unterzugehen. Es ist ein Verzweigungskampf, der jene, zumal von den Amerikanern beobachtete, Schwere und Freudlosigkeit über das Land breitet; aber es ist ein Kampf, bei dem mitten im Orkan der Krise auf allen Gebieten der Werkfähigkeit und des Geistes Einsichten und Erfahrungen gewonnen werden können, denen die andern Völker wenig entgegenzusetzen hätten. Die Prüfung ist so hart, daß sich schließlich bewähren muß, was an Wirtschaftsformen, Technik, Denken und Geist, ja an Sitte, Religion und Gemeinschaftsideal echt, was unecht oder unpraktisch ist.

Für den einzelnen ist es freilich oft nicht sehr angenehm, in solcher Zeit als Laborant zu leben. Es gab Zeitalter, in denen alles, was man tat, feste seelische Bezugnahmen auf eine alle verbindende Kultur besaß. Nun, wir leben nicht in einer solchen Zeit, und die unsere ist nicht angefangen zu ruhiger geistiger oder gesellschaftlicher Beglückung. Wir arbeiten zwischen unerhörtem Abfall, auf Schutt- und Lagerplätzen, zwischen Altseisen und Einschmelzöfen, deren gefährlicher Glutschein über Europa flackert. Es bleibt kein Ausweg, als dies schreckliche Gewühle als Schicksal zu genießen.

*

Was soll aus der deutschen Werkstätte hervorgehen?

Es handelt sich offenbar um die Aufgabe, in einem Augenblick ein Volk zu werden, in dem die ganze Welt sich wandelt.

Alles, was bisher mit Deutschland geschah, hat noch nie einer Volkwerdung im Sinne anderer Nationen entsprochen.

So stehen wir vor der Frage, ob wir als Nation vergehen sollen oder ob wir ein Volk werden, unter zeitlichen Umständen, die der Geschichte anderer Völker durchaus unvergleichbar sind.

Deutschland muß, um sich als Volk zu behaupten und um ein Volk zu werden, sich nicht nur den Gesetzen der neuen Welt fügen, sondern es muß diese Gesetze in seinem Sinne ergreifen und umformen, um weiter bestehen zu können.

Gerade weil Deutschland den Krieg verlor, weil es Chaos ist, weil es im Schwebezustand gehalten wird, darum gärt das Schicksal der Welt, so könnte man sagen, am kräftigsten in Deutschland aus.

*

Mit den großen Wandlungen der Zeit wandelt sich auch die Vaterlandsliebe. Ist schon die neue Volkwerdung Deutschlands etwas anderes als die von Punkten und Flächen, von einzelnen Herrschergeschlechtern und Gefühlen, von allzu eng umgrenzten geschichtlichen Vorgängen und Überlieferungen ausgehende Volkwerdung früherer Zeitalter, so wird auch die Liebe zu dem gesamtdeutschen Gebilde sich ganz neue Formen erkämpfen müssen.

Daß wir im Begriffe sind, völlig neue Gemeinschaftsvorstellungen zu erobern, zeigt die ungeheure Verwirrung, welche bei der Anwendung der Worte Volk, Nation, Staat, Volkstum, Volkheit, Nationalität usw. eingerissen ist. Die alten Vorstellungen, an die sich ein veralteter Patriotismus heftet, vermögen sich nicht mehr mit dem zu decken, was wir Deutschen heute wirklich darstellen.

Wir werden lernen müssen, unsere Zugehörigkeit zu unserer nationalen Gruppe viel weiter, verschränkter, reicher, lebendiger zu erleben als früher, in einfacheren, weniger bewegten, flächenhaft denkenden Zeitaltern. Wir müssen über Tiefland,

Bau und Alpen, über Stamm und Geschichte, über die Zersplitterung unserer Gefühle und Bekenntnisse hin die ungeheure Summe ziehen. Dies Zusammenschmelzen einzelner Wunschbilder und Gefühle ist der werdende, lebendige Stil unserer deutschen Epoche, in welcher zum ersten Male die Deutschen wirklich vor der Möglichkeit stehen, ein gemeinsames Lebensgefühl zu erobern.

Wer, ganz einfach, ein zutreffendes Bild seines Landes im Herzen trägt und danach seine Arbeit, sein Denken, seine Politik gestaltet, der pflückt den ersten Zweig vom Baume der neuen Vaterlandsliebe.

Welch einem Irrtum waren wir erlegen, daß wir so lange glauben konnten, Weite, Freiheit, Denken über die Erde hin vereinige sich nicht mit der Liebe zum Vaterland! Werden wir nicht vom Gegenteil belehrt werden? Kristallisiert nicht aus den neuen Bewegungen und Zuständen schon ein neues landschaftlich-heimatliches Gefühl als Grundlage alter, neubelebter Liebe zum Vaterlande aus? Weil Zeit und Raum in einiger Hinsicht vernichtet sind, weil dem Landbesitz der Menschheit Grenzen gesteckt sind, darum gewinnt das auf der Welt Vorhandene auf beinahe zauberhafte Weise an Wert. Riesenhaft erheben sich neue Vorstellungen und Gefühle vom Landschaftlichen vor der Seele des Menschen, alte Herrlichkeiten Deutschlands treten zwischen neuen Erlebnisgittern hervor. Ein Wunder ereignet sich: Die Ruhe gewinnt plötzlich wieder an Größe und Tiefe, das Kleine an Reichtum und Ausdehnung. Im Wesen des Menschen ist ein ewiger Maßstab eingeschlossen, unerschüttert durch gesteigerte Bewegung und neuartige Bezüglichkeiten. Die Fläche der Erde, die unter der Hand und dem Geist des tausendjährigen Volkes sich in ein wunderbar lebendiges Kleid hüllte, sie hat kein Maß, sie ist ewig.

*

Es wird nicht wenige geben, die nunmehr ein Programm oder Hinweise auf die zu ergreifenden „Maßnahmen“ erwarten. Sie sind gewohnt, irgend etwas aus den Rüstkammern von Partei, Parlament, Regierung, Recht, Staat, Politik, Behörde, Wirtschaft angewendet und damit die Mechanik der Völker bewegt zu sehen.

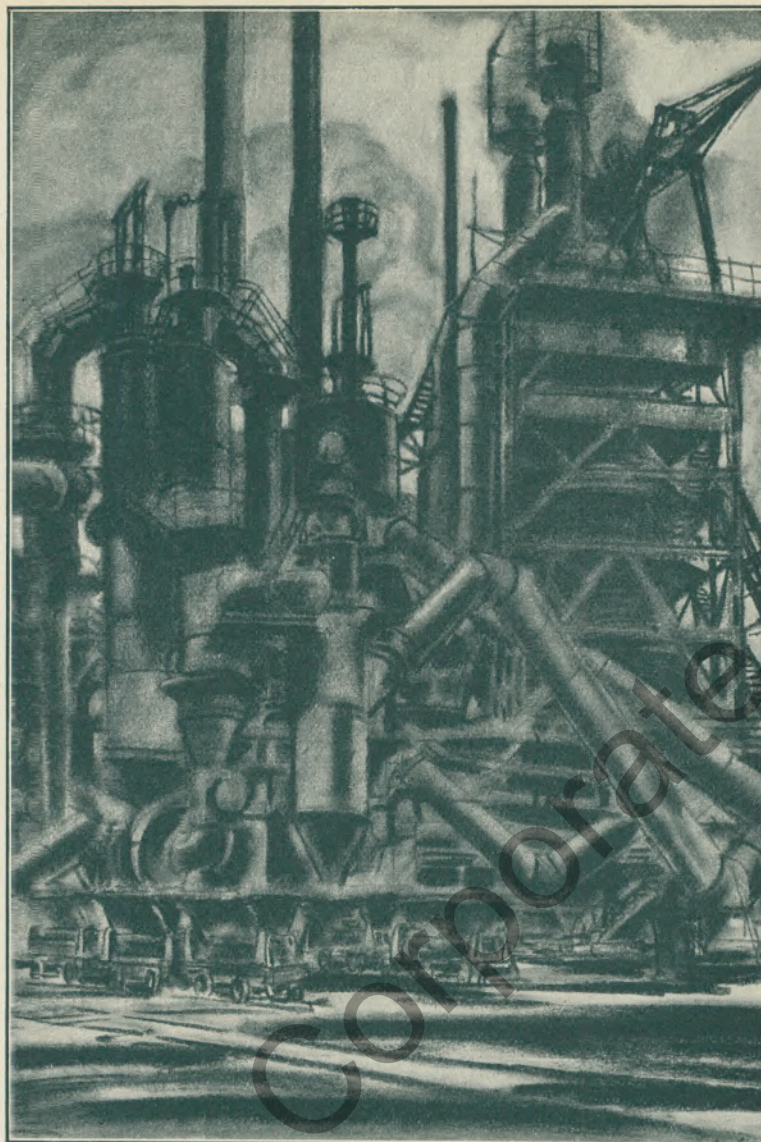
Aber in unserer Zeit sind andere Dinge vonnöten. Wir dürfen nicht auf Abschnitte vergangener Entwicklungen und auf das abgenutzte Rüstzeug, sondern wir müssen auf grundlegende und menschlich-lebendige Dinge zurückgehen. Durch Massendarbietung und den intellektuell-mechanistischen Zeitgeist ist unsere Denkweise verdorben, sie hat jede lebendige Anschauung verloren und verwechselt das Praktische mit dem Unpraktischen. Geist- und gesinnungsloses Verkoppeln intellektueller und politischer Mechanismen vermag uns einer würdigeren Zukunft nicht um einen Meter näherzubringen; es ist bestimmt, vor dem Geiste einer sich neu bildenden Welt wie ein Haufen loser Blätter fortgeweht zu werden.

Das werdende Deutschland kann den Weg des seelischen Todes, es kann auch den des lebendigen Geistes gehen. Es handelt sich um die Entscheidung schlecht hin.

Wir hoffen, daß der einzelne Deutsche der Zukunft auf dem ihm zugewiesenen Schauplatze, in seiner Nation, so zu wirken vermag, daß sie ein festes menschliches Gepräge gewinnt.

Je mehr das Volk für den einzelnen, der einzelne für das Volk bedeutet, je mehr Möglichkeit sich bietet, in einem Volke groß zu sein, je mehr das Volk für die Welt, für die andern Nationen bedeutet, um so höher steht sie dem Höchsten, was zu leisten einer Nation überhaupt beschieden sein kann.

Hüttenwerk.



Kohlezeichnung
von
Leo Adler.

Kulturbriefe aus dem Ruhrland.

Von Alfons Steinrötter.

(Schluß.)

IV.
Lieber Freund!

Ich frage nach dem Sinn dieses Lebens und dieser Entwicklung. Man muß wissen, zu welchem Zwecke schließlich alles getan wird. Sonst weiß man nicht, ob das Geschehen gut oder schlecht ist. Auf diese Frage lenkt mich der Kampf der verschiedenen geistigen und politischen Richtungen. Doch davon will ich Abstand nehmen, mich in diese Auseinandersetzung einzulassen. Ich meine, es müsse eine ganz einfache Erklärung für alles Leben und für alle Entwicklung geben.

Wenn ich die Menschen hier um ihre Güter und um deren Gestaltung ringen sehe, dann kommt mir das Bild vor Augen, als wenn der Mensch mit der Natur und mit seinen eigenen Gebilden kämpfe, um sie, die immer wieder seinen Händen zu entgleiten versuchen, zu beherrschen. Und das scheint mir der letzte und tiefste Sinn des Lebens zu sein, daß der Mensch stetig um die Herrschaft über seine Gebilde und über die Natur ringen muß, dabei stetig neue Werkzeuge und Kräfte erforscht und schafft, die nur schwerlich sich dem Zwecke und dem Dienste einfügen, der ihnen anfangs vorzeichnet worden ist. Das bedeutet Entwicklung, Geschichte.

Und der Mensch? — Er ist selbst kein stabiles und festgefügttes Wesen, das nur eine Richtung kennt. Nirgendwo gibt es ruhende und sicherstehende Gebilde, sondern immer nur wenige Elemente, die sich zur Harmonie fügen müssen, sollen sie sich zum Vorteil auswirken. Beim Menschen erkenne ich Natur, Geist und Seele als Elemente, die zueinander harmonisch gestaltet werden müssen. In ihrer vollkommenen Harmonie liegt das Ideal. Und zwar soll der Geist die Natur so gestalten, daß die Seele sich entfalten und in alle Wesenheiten überfließen kann.

Dieser innere Kampf des Menschen ist aufs engste mit dem Kampf um die Gestaltung der äußeren Natur, d. h. der Wirtschaft, Technik, Wissenschaft, der Gesellschaft usw. verbunden und verwoben. Es ist gleich, ob die Umwelt kompliziert ist oder nicht, die Kraft der Menschen und ihre unverdorrene Lichtigkeit, soweit sie unverdorben ist, werden den Kampf entscheiden.

Betrachte ich die Wirtschaft und Technik des Industriegebietes und vergleiche damit die Anstrengungen und Ziele der Bevölkerung, so wird mir klar, daß der Mensch nicht von seiner Umwelt zu trennen ist, wenn man ihn verstehen will.

Der Mensch ist immer ein Kind seiner Zeit, und in der Zeit liegt die Aufgabe des Menschen. Die Leistungen und Schöpfungen der Gegenwart bilden die Grundlage für die Arbeiten der Zukunft. Und wir sind an die Vergangenheit gebunden, deren Erbe uns zur Bewältigung im Sinne der Entwicklung, im Sinne der Kultur, überantwortet ist.

Das Ruhrgebiet in seiner industriellen und wirtschaftlichen Bedeutung ist erst in den letzten Jahrzehnten so hervorgetreten. Die Entwicklung in technischer, wirtschaftlicher und politischer Hinsicht hat sich während dieser Zeit überstürzt. Erst in letzter Zeit ist ein gewisser Stillstand eingetreten; und es ist für mich nicht sonderbar, wenn wir jetzt allgemein eine Zeitstufe der Festigung und Sammlung erleben, in der die Errungenschaften und Leistungen geordnet und neu gerichtet werden. Das ist auch die Bedeutung der Rationalisierung, der Normalisierung und Typisierung: Die Fülle der Erscheinungen und Formen muß gesichtet werden. Das Normale muß herausgehoben, das Typische muß zusammengelegt, und das Vielfache muß auf Generalnennen gebracht werden. Auch diese Leistung kann nur mit der Zeit vollbracht werden; denn alles muß organisch wachsen.

Was uns heute schon klar und verständlich ist, war vor kurzem noch völlig unklar. Und erst jüngst gelangten wir dazu, die Errungenschaften und Kenntnisse in der Technik, Wissenschaft und Wirtschaft auch der großen Masse zugänglich zu machen. Und es ist wesentlich, daß auch das Volk allgemein an den Kenntnissen und Fortschritten lebendigen Anteil hat. Bei den schöpferischen Einzelnen liegt der Auf- und Antrieb. Die Gesamtheit muß das Neue erringen und in sich aufnehmen, damit der ganze Volkskörper von ihm Nutzen hat. Bei aller Kulturbetrachtung muß beachtet werden, daß die Menschheit, die Gesamtheit des Volkes, wieder eine organische Einheit bildet, die jene Kräfte in sich birgt, welche erst Kultur ermöglichen.

Aber nicht nur der Mensch muß sich entsprechend der neuen und noch nicht konsolidierten Umwelt wandeln, auch die elementaren Lebens- und Kulturfaktoren müssen erst ihre der Eigen-gesellschaft unterliegende Entwicklung abgeschlossen haben.

Es scheint, als ob gerade diese Tatsache heute von den meisten verkannt wird. Nur erklärlich, weil man nicht genügend in die tiefsten Wesenheiten des Lebens und der Faktoren eingedrungen ist. So steht die Gegenwart vor einer anscheinend völlig unklaren und komplizierten Situation — ungeduldig, mißmutig ob der Bedrückungen und Unübersichtlichkeiten, verneinend und pessimistisch zum großen Teil. Es ist wahr, lieber Freund, man muß wissen und glauben. Wissen von den Wesenheiten des Lebens und der Entwicklung, glauben an die Kultur und an die Menschheit. Scharf schneidet die gegenwärtige Entwicklung in das menschliche Leben ein, wie eine Säge, und wenn man die Kraft und den

Mut verliert, diese Säge in der Bahn zu halten, leicht gleitet sie ab und setzt dann willkürlich an einer anderen Stelle ein. Dort vielleicht, wo das Leben am empfindlichsten getroffen wird. Dann muß erst eine neue Entwicklung — eine vom rechten Wege abgelenkte Zwischenentwicklung — eintreten, bis die Richtung wieder erlangt ist, die durch die Geschichte gezeichnet ist.

Heißt das aber nicht mit anderen Worten, daß es doch an der Kraft und an der Tüchtigkeit der Menschen liegt, die Geschichte zu lenken bzw. ihren Sinn auszuüben?

Was wir Menschen tun und schaffen, liegt im innersten in der Geschichte begründet. Auch diese — die als das Weltgericht bezeichnet wird —, sie richtet nicht willkürlich, sondern nach einem oberen Prinzip. Es geht immer um die Harmonie zwischen dem Natürlichen, Geistigen und Seelischen. Wird einer von diesen Faktoren vernachlässigt oder verkümmert, rächt er sich bald. Und zwar durch die Menschen, die an dieser Vernachlässigung leiden. Dann sucht der bedrohte Teil — so eng ist die Umwelt mit dem inneren Leben des Menschen verbunden! — eine Umwälzung und Änderung herbeizuführen. Und selbst Gewalt wird an solche Dinge angelegt, die der Natur, dem Leiblichen, weit entfernt sind, weil sie im innersten dem Geistigen verhasst sind.

Die Technik — zwar äußert sie sich materiell — aber sie ist im Grunde dem Geistigen entsprungen. Ein gewaltiges Werkzeug des Menschen, der mit Hilfe seines Geistes die Gründe der Natur erforscht und ihre Kräfte nutzt — zum Wohle der Menschheit. Ob die Menschheit davon leiblichen,

geistigen und seelischen Nutzen hat, das ist die Frage, die uns im politischen und kulturellen Gewande entgegentritt. Vor ihrer Klärung gibt es keine befriedigende Antwort auf die Unterfrage, ob die Technik, die Wirtschaft, die Wissenschaft tatsächlich Fortschritte der echten Kultur sind — jenes Begriffes von Kultur, der aus den Regionen der letzten Wahrheiten genommen ist. Ich finde freilich, daß schon die Entwicklung dieser drei Faktoren für die Geschichte eine ganz hervorragende Bedeutung hat. Eben diese: Die Einverleibung und Gestaltung eines Wertes, einer Reihe von ineinandergreifenden und voneinander abhängigen Werten, die einer triebhaften Schöpfungsperiode entspringen und erst in dieser Zeit — wie zufällig — auf den allgemein menschlichen und sozialen Wert geprüft werden. In einer Zeit, in der von selbst diese Werte sich sozial auswirken und geistig-kulturell zu gestalten beginnen. Das ist die Bedeutung dieser Periode, in der die Probleme der Rationalisierung, der Typisierung und Normalisierung mehr als fachliche Geltung haben.

Es ist mir klar, daß die Entwicklung, die jetzt über mehr als eine geschichtliche Periode von den Faktoren Technik, Wissenschaft und Wirtschaft beherrscht wird, auch weiterhin

Abendlied in der Zechenkolonie.

Von Otto Wohlgemuth.

Die grauen Stunden schleichen,
Der Tag will schlafen gehn.
Wie fremde Geister schwimmen
Im Nebel leise Stimmen,
Wir können's nicht verstehn.

Dies ist die Zeit der Trauer,
Das Schicksal sucht und sucht.
Im Finstern sickert Schweigen,
Und aus den Schächten steigen
Die Sorgen, tief verflucht.

Versunkne ferne Freuden,
Wir wissen nichts als Leid.
Wir fühlen bang Erschauern
Und ducken uns und trauern
Und altern vor der Zeit.

Still, Weib, nur still, nicht weinen,
Wir ahnen's selber kaum.
Leis Flüsterwort und Tränen,
Die müden Seelen sehnen
Sich tief nach Schlaf und Traum.

Wir wollen schlafen, schlafen,
Vorbei ist bald die Nacht.
Gram singt den Kindern Lieder,
Die Lampen schwelen nieder,
Die Uhren ticken sacht.

(Aus dem Gedichtband „Aus der Tiefe“.)

Hütte Ruhrort-
Meiderich.
(Vereinigte
Stahlwerke A.G.)



Nach einem Gemälde
von
Ria Rückert.

in ihrem entscheidenden Teile von eben diesen Faktoren beherrscht bleiben wird. Daß die Technik als wesentlichstes Gut der gegenwärtigen Kultur tonangebend ist, das ersehe ich aus der rein geistig-sittlichen Problematik, zu der die Technik von sich aus — und zwar durch die Gestaltung bei der Rationalisierung — führt. Wie ich Dir in den anderen Briefen schon schrieb, sehe ich die Entwicklung zu einer Synthese zwischen Technik und Kultur streben. Allerdings erst auf rein geistig-sittlichem Gebiete. Die Auswirkungen auf die anderen Gebiete in demselben Sinne werden mit jedem Tage deutlicher.

Als ich jüngst eine moderne Kirche betrachtete — diese Gedanken, die ich Dir jetzt mitteile, habe ich damals noch schwer mit mir herumgetragen —, beim Anblick dieser Kirche kam mir der Gedanke dann, daß es menschenunwürdig ist, ein so hohes Gut wie die Technik zu verneinen oder pessimistisch zu beurteilen. Gewiß fehlt noch viel, ehe wir dieses Gut so gestaltet haben, damit es dem Kulturprinzip, d. h. dem Lebensprinzip entspricht — vollends entspricht. Und ich weiß auch, daß wir das nie hundertprozentig erreichen werden. Aber wir müssen es erstreben. Denn in dem Streben, in dem ehrlichen und menschenwürdigen Ringen liegt das Merkmal des Lebens. Wenn wir in diesem Sinne bejahend zu der Technik und zu der Modernen stehen, bejahend wenigstens zum Elementaren in der Moderne — und was bleibt uns schließlich anders übrig, wenn wir uns nicht selbst und eine

lange Kulturentwicklung ablehnen und ableugnen wollen! —, dann müssen wir auch weiter konsequent sein und den Glauben an eine günstige Gestaltung der Technik zumindest bewahren. Wer noch Kraft und Mut in sich spürt, wer noch Glauben an sich und an die Menschheit besitzt, der wird denken wie ich: Solange die Menschheit noch Kraft und sittliche Stärke in sich hat, über dem Geistigen und Technischen das Menschliche nicht zu vergessen — letzten Endes das Seelische —, solange wird die Entwicklung nicht zum Untergang führen. Es wäre tragisch, wenn die Menschheit an dem Gut zugrunde gehen würde, das sie als Spitzenleistung in einer jahrhundertelangen Kulturentwicklung hervorgebracht hat. Nur deshalb, weil sie es nicht verstand, dieses Gut der gesamten Menschheit zur würdigen Nutznießung darzureichen.

Will man von der sozialen und leiblichen Bedeutung der Technik sprechen, so muß man wissen, daß mit der Technik das Gebiet der Lebensbetätigung ein anderes geworden ist. War es früher die Natur in noch reiner Form, mit der sich die Menschen befaßten und mit der Wirtschaft getrieben wurde — wie es heute auch noch bei der Landwirtschaft ist —, so ist es heute die Technik selbst — Gebilde der Technik in den Industrien und Handwerken —, mit denen die Menschen umgehen müssen. Statt der stabilen Größe Natur ist ein relativer Wert getreten, der zwischen der Natur und den Bedürfnissen der Menschheit steht. Damit ist die Lebens-

grundlage verschoben. Das Leben ist mehr an das Geistige und Ethische geknüpft. Der Anteil an Gütern, die nicht von selbst gewachsen, sondern Schöpfungen und Gebilde von Menschenhand und Menschengeist sind, kann daher nicht nach dem Grundsatz bemessen werden: jedem das Gleiche. Ohne Verneinung des geistigen und kulturellen Wertes der menschlichen Schöpfungen und rechtmäßigen Erwerbungen kann nur der Grundsatz gelten: jedem das Seine. Aber dieser Grundsatz muß eingebettet sein in die höheren Kulturmächte, in die Gerechtigkeit und in die christliche Moral. Will man keinen äußeren Zwang an die Güter an sich dulden, dann muß auch dafür Sorge getragen werden, daß die Anwendung von den inneren Kräften gerichtet ist. Das heißt: es müssen die geistig-sittlichen und moralischen Kräfte wirkungsvoll walten, wenn man mit guten Gründen vermeiden will, daß äußere Gesetze die Anwendung und Verteilung der Güter und das Leben der Menschen bestimmen sollen. Darin liegt der tiefste Unterschied zwischen den christlichen und sozialistischen Anschauungen, daß hier die höheren und wertvollen Kräfte im Menschen selbst handeln sollen, dort wegen des Unglaubens und einer vollends materialistischen Gesinnung nur äußerer Zwang durch Staatsmacht und Gesetze gefordert wird. Das Leben und die Entwicklung werden selbst entscheiden, welche von beiden Anschauungen richtig ist. Daß diese Frage noch in der Welt zweifelhaft ist, liegt in der Zeit selbst begründet. Es fehlen heute nämlich alle Sicherheiten, nichts scheint unanfechtbar. Aber wenn ich dem Leben an

den Stätten der Arbeit und des Schaffens nachspüre, dann entdecke ich, daß im Grunde die Irrtümer keine große Wirkung haben. Heute kann man sagen, daß der Geist sich an dem

realen Leben wieder neuorientiert und nicht so sehr in der Forschung und im Denkart, sondern praktisch handelnd wie der voraussetzungslose Sicherheiten und stabile Grundlagen des Denkens und Lebens erringt. Um dies zu erkennen, braucht man nur mit offenem Blick und gesundem Menschenverstand durchs Leben zu schreiten. Der Geist, der wissenschaftliche Geist, hat uns in den Dingen, die nicht mit dem praktischen Leben engste Verbindung haben, unsicher gemacht. Jetzt geht die Neuorientierung vom Leben aus, vom praktischen und realen Leben, zu dem der gesunde Menschenverstand gehört. Und dieser ist vorhanden. Wollen wir die Zeit und die Kräfte der Geschichte wie der Kultur verstehen, so müssen wir zu den einfachen Dingen und zum gewöhnlichen Leben zurückkehren.

Lieber Freund, hier im Industriegebiet, im Lande der Arbeit und des praktischen Lebens, hier findest Du die wirklichen Probleme und Kräfte unserer Zeit. Hier, wo die Technik und der Geist der letzten Perioden lebendig gewirkt und geschaffen haben; hier, wo das Leben der Zukunft und die kommende Kultur gerichtet und gestaltet werden. Das ist mir jetzt klar geworden, daß die Zukunft der Menschheitskultur in den Gebieten entschieden wird, wo die Technik, Wissenschaft und Wirtschaft praktisch gewirkt haben. Und darum hat das Ruhrland eine größere Bedeutung als Kulturfaktor, als man allgemein zugibt.

Heimgang nach der Schicht.

Von Otto Wohlgemuth.

*Einsam im Dunkeln Schritt für Schritt, —
Du lächelst in mein Denken still,
Herz, nun sich alles offenbaren will,
Und alles, was ich liebe, wandert mit,
Die heiligen Dinge, die so lange schliefen,
Erfüllen wieder ganz des Lebens Tiefen.*

*Nun fühl' ich alles Seins geheimen Drang.
Noch hör' ich ferne Kohlenzüge leise
Als wie im Traum hinwuchten dunkle Gleise,
Ein dumpfes Zittern, das wie Liebe bang
Aus all dem Treiben sich mit zagem Ringen
Auf in den Segen dieser Nacht will schwingen.*

*Der weiche Nachtwind wühlt im Haar,
Beseligt atmet weit das schlafende Land.
Um mich wird alles wunderbar,
Mir ist, als spürt' ich leise Gottes Hand,
Ich faß' es nicht, — mir ist, als müßt' mein Sehnen
Sich liebend über alle Erden dehnen.*

(Aus dem Gedichtband „Aus der Tiefe“.)

Du stehst in schlimmen Ehren.

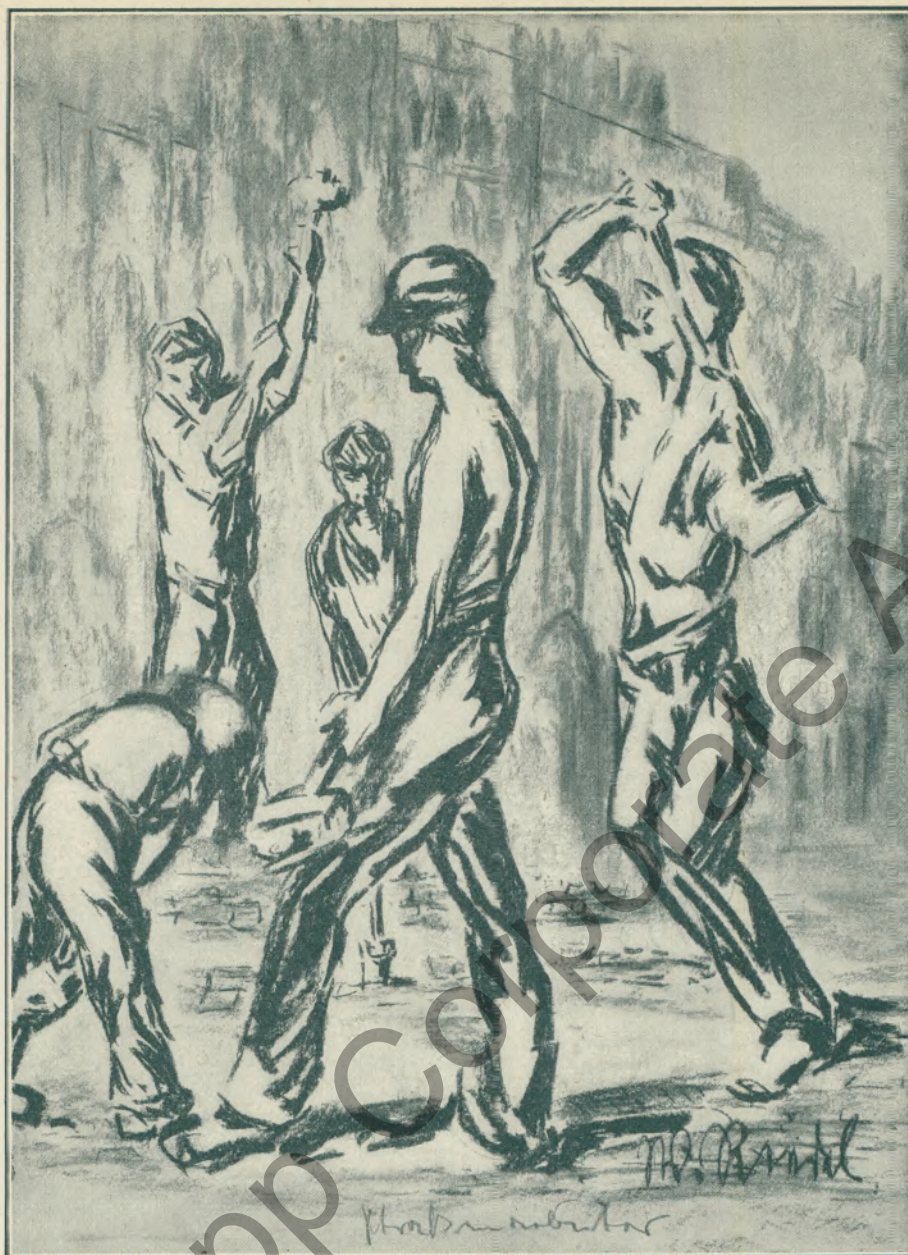
Von Karl Bröger.

*Du stehst in schlimmen Ehren,
Mein Vaterland.
Was soll ich dir bescheren,
Deutschland?
Nun bist du leer von Pracht und Glanz,
Zerschlagen gar, zerstoßen ganz,
Heimat du!*

*Es ist nur eine kleine Gabe,
Mein Vaterland,
Die ich zu bringen habe,
Deutschland.
Nimm hin mein Herz, ein schwaches Licht,
Das gläubig in das Dunkel spricht:
Heimat du!*

*Das will ich dir bescheren,
Mein Vaterland,
Und keiner soll mir wehren,
Deutschland.
Arm ist die Mutter, arm der Sohn,
Und Liebe unser ganzer Lohn.
Heimat du!*

(Aus dem Gedichtband „Deutschland“.)



Straßenarbeiter.

Kohlezeichnung
von
W. Riedel.

Kunst und Wirtschaft.

Von Dr. Josef Wilden.

Bearbeitet nach einem freien Vortrag
zur Weihe der erneuerten Aula der Staatlichen Kunsthochschule in Düsseldorf.
(Schluß.)

V.

Wie die Kunst mit der Wirtschaft aufstieg, so verfiel sie mit ihr. Als der Warenaustausch mit Ostindien vom Landwege auf die See überging, verloren die Städte Süddeutschlands und Tirols ihren Zweck als Stapelplatz. Ihre Märkte und Hallen leerten sich, ihre Handelshäuser gingen zugrunde oder wanderten aus. Damit verarmten die Städte. Zwar blieben die Bauten und Kunstwerke der früheren Zeit als Zeugen früheren Glanzes erhalten; aber mit der Wirtschaft starb die lebendige schaffende Kunst.

Das zeigen besonders die flandrischen Städte. Brügge und Ypern waren früher neben Venedig die Hauptstätten

des Welthandels. Brügge als Haupt der „flandrischen Hanse in London“ beherrschte fast den ganzen englischen Handel, namentlich den für die belgische Tuchindustrie wichtigen Wollhandel. Es war zugleich Stapelplatz für die Städte des deutschen Hansabundes. Eine große Kolonie hervorragender Künstler hatte sich hier angesiedelt. Doch als gegen Ende des 15. Jahrhunderts die Städte ihre Wirtschaft verloren, verlor die Kunst den Boden, auf dem sie gedieh.

Ähnlich war das Schicksal vieler anderer Städte. Mit ihnen das Schicksal ihres Handwerks, ihrer Kunst. Der Verfall der Wirtschaft zieht den der Kunst unabänderlich

nach. Darum ist die Zeit des Verfalls der deutschen Wirtschaft gegen den Ausgang des Mittelalters die Zeit des Verfalls der deutschen Kunst. Dem Niedergang konnten die Zünfte nicht standhalten. Doch ging glücklicherweise nicht alles zugrunde. Die gute Handwerkstechnik blieb wenigstens in kleineren Städten, auf dem Lande und in manchem Gebirgstal erhalten. Darauf ließ sich später wieder aufbauen.

VI.

Was hat schließlich Kunst und Wirtschaft vollends auseinandergetrieben? — Nachdem schon seit der Renaissance die Künstler ihre eigenen Wege gingen! Der Kapitalismus — meint Werner Sombart. Er hat gewiß recht. Mehr noch die Maschine, das technische Instrument, und die Arbeitsteilung, die rationelle Arbeitsweise des Kapitalismus. Die Maschine vor allem gab der Handwerkskunst einen gar argen Stoß. Sie schob sich als ein wesenloses Instrument zwischen den Erzeuger und sein Werk.

Die Hand verknüpft immerhin Seele und Stoff, gibt dem Empfinden des Erzeugers unmittelbaren Ausdruck, überträgt es auf das Werk. Nicht doch die Maschine. Sie ist ohne Seele, nicht fähig, seelisches Empfinden zu vermitteln. Darum gibt sie dem Erzeugnis den Ausdruck einer „Totenmaske“. Es entsteht ohne innere Mitarbeit, ohne Gefühl. So ganz anders, als es Wiltfeber⁷ fühlt, da er, von der Wanderschaft heimkehrend, nächtens auf dem heimischen Friedhof die Grabkreuze betrachtet. „Gott grüße die Kunst des Meisters, der euch geschaffen hat, als ihr glühtet und seine Hand euch formte mit Hammer und Zange! Mit Seele und Sinn, mit Gesicht und Leben hat er euch begabt; Fluß ist in euch und Schlaffheit und Spannung am rechten Platze, fast möchte ich sagen, ihr seid geboren worden, nicht geschaffen!“

Die Maschine dagegen normalisiert, typisiert, schematisiert. Ununterbrochen speist sie Güter aus — heute, morgen, übermorgen — immerzu. Und immer dieselben. Sie fabriziert Massengüter, keine Persönlichkeitsgüter, wie die Hand. Die Arbeitsteilung tut das ihrige hinzu. Der Arbeiter fertigt Tag um Tag, jahrein, jahraus daselbe Teilchen eines Werks. Kaum sieht er es vollendet vor sich. Ihn beseligt nicht das Glücksgefühl des Schöpfers.

Dennoch wäre es falsch, zu glauben, die Maschine drücke den Arbeiter herab, mache ihn unbedingt zum seelenlosen Wesen. Mit der Maschine selbst hat sich die Maschinenarbeit vervollkommen. Sie heischt sogar ein hohes Maß von Intelligenz, ein ausgesprochen persönliches Mitgehen, Mitempfinden des Arbeiters. Die Maschine ist geradezu ein „technisches Kunstwerk“ geworden, das zu bedienen ebensoviel Geschicklichkeit wie Denken erfordert. Darum verwächst der Arbeiter innerlich mit der Maschine, er liebt sie, ist stolz darauf.

In den blanken Spiegelflächen der Maschine sich
zu schauen,
war wie tiefes Liebesblicken in die Augen schöner
Frauen.

So empfindet es Heinrich Versch.

Doch war der Übergang von der Handarbeit zur Maschinenarbeit zu schroff. Der neu aufgetretenen Industrie, selbst ohne jegliche Tradition, war die Maschine ein willkommenes Werkzeug, sich der Produktion zu bemächtigen, die so lange dem Kunsthandwerk zu eigen war.

Diesen Schritt fördert der Wohlstand weiter Schichten des Volkes. Sie wollen ebenfalls teilhaben an der „Kultur“. Doch da es ihnen an Geschmack fehlt, da sie wertvolle Waren nicht zu erwerben vermögen, begnügen sie sich mit

der „Nachahmung“, mit billigem Tand, den die Maschine gleich massenweise hervorbringt. Statt kunstgerechten Hausgeräts füllt „Kitsch“ die Räume. Die echten Güter verdrängt der falsche Schein.

Das Unternehmertum ging nur zu willig mit. Es folgt dem Geschmacke der Käufer. Beide finden sich im Magazin, im Basar.

Die Entwicklung begünstigt das neue Wirtschaftsrecht, die Gewerbefreiheit. Jeder darf ein Gewerbe betreiben; gleichviel, ob er es gelernt hat oder nicht. Man kann sich denken, wieviel Unberufene sich daran machten, zu bauen, zu zimmern, zu schreineren — zu handwerkern und zu fabrizieren.

Wie anders als durch eine grenzenlose Verwirrung der Gefühle, des Geschmacks, eine Verwilderung der Technik hätte sich der Zeitgeist äußern können?

VII.

Die Umkehr blieb nicht aus. Kunst und Wirtschaft kamen wieder zusammen. Sie finden sich auf der Ausstellung der Präraffaeliten in London 1849. Der Engländer John Ruskin, der Deutsche Gottfried Semper, der Fabrikant William Morris sind die Apostel der Erneuerung kunstgewerblichen Schaffens und des Geschmacks.

Ihre Lehre und ihre Werke blieben nicht ohne Widerhall in Deutschland. „Zurück zu der Väter Werken!“ ward hier die allgemeine Losung. Konnte Reuleaux die deutschen Erzeugnisse auf der Ausstellung in Melbourne 1878 noch mit der scharfen, aber berechtigten Kritik abtun „billig und schlecht“, so zeigte bereits die Münchener Ausstellung 1879 die ersten Zeichen des Umschwunges. Die Industrie zog die Künstler wieder an sich, indem sie ihnen entweder Entwürfe anzufertigen gab oder sie als Mitarbeiter anstellte. Es entstanden die „Werkstätten für Handwerkskunst“. Ja, viele Fabrikbetriebe bezeichneten sich mit Vorliebe als Werkstätten, wodurch sie das Vorherrschen der Handarbeit, die handwerkerliche Schaffensart betonten. Die Individualisierung der Arbeit tritt mehr in den Vordergrund. Die Maschine ist zwar Hilfsmittel des Betriebs, aber nicht das wesentliche.

Hermann Muthesius⁸ kennzeichnet die neue Kunstbewegung durch die Versuche, der Arbeit der Künstler die Berücksichtigung zuteil werden zu lassen, die sie, als ein wesentliches Merkmal eines kunstgewerblichen Gegenstandes, verdient. „Es sind“, so schreibt er, „Betriebe begründet worden, die sich ganz der Durchführung der Ideen der Künstler widmen, und die ganz und gar auf die Produktion nach Künstlerentwürfen zugeschnitten sind. Am markantesten treten diese Betriebe auf unter dem vielfach variierten Namen von Werkstätten für Handwerkskunst, Werkstätten für Kunsthandwerk, kunstgewerblichen Werkstätten usw. Der Name Werkstätten ist die Lieblingsbezeichnung geworden. Allen diesen Betrieben ist neben dem Umstande, daß sie mit Künstlern arbeiten und die Namen dieser Künstler an erster Stelle nennen, eigen, daß sie das Hauptgewicht auf künstlerisch wie technisch gleich vollendete Arbeit legen und daß sie das Prinzip der Modeneuheiten verschmähen. Der wirtschaftliche Erfolg dieser neuartigen kunstgewerblichen Betriebe ist bisher vielleicht, in Zahlen ausgedrückt, noch nicht von überwältigender Bedeutung. Sie mußten sich selbstverständlich aus kleinen Anfängen emporarbeiten. Und da sie etwas ganz Neues in dem Gefüge unserer Zeit bedeuteten, konnte man ihnen auch kaum eine rasche Vermehrung prophezeien. Immerhin besteht zur Zeit in Deutsch-

⁷ Hermann Bunte: Wiltfeber, Leipzig 1919.

⁸ Hermann Muthesius: Wirtschaftsformen im Kunstgewerbe, Berlin 1908.

land eine stattliche Reihe derartiger „Werktstätten“, die sich in einer guten Aufwärtsentwicklung befinden. Als Anfang einer neuartigen Organisation verdienen sie die eingehendste Beachtung des Volkswirts.“

Ein Teil des Publikums folgte der neuen Bewegung. Man hatte es satt, seine Wohnräume nach einem Katalog auszustatten; man wollte mit dem Handwerker überlegen, seinen eigenen Geschmack als persönliche Note der Arbeit aufprägen. Damit war der Boden gegeben, auf dem Künstler und Wirtschaftler zusammenkamen. Auf ihm entwickelte sich ein Bund, der beide zusammenführte. Friedrich Naumann war sein Fürsprecher.

Der „Deutsche Werkbund“, 1907 entstanden, umfaßt Künstler, Unternehmer der Industrie und des Handwerks sowie sachverständige Kunstfreunde. Sein Ausruf verkündet, wohin er strebt. „Die Bewegung, die wir bisher die kunstgewerbliche nannten, hat heute den Rahmen des Kunstgewerbes längst überschritten. Wir erkennen, daß es sich um weit größere als kunstgewerbliche Probleme handelt, daß vielmehr eine gleichmäßig gute und edle Gestaltung und Durchbildung jedweden Erzeugnisses der Hand und der Maschine das Ziel der Zeit sein muß.“ Das Ziel läßt die Ausstellung des Werkbundes zu Köln im Jahre 1914 erkennen, die leider der Weltkrieg grausam störte. Aber sie erbrachte den Beweis dafür, wie sehr die Industrie sich dem Gedanken bereits angepaßt, den Weg zur Kunst gefunden hatte.

VIII.

Handel und Industrie bleiben von dem Streben des Werkbundes nicht unberührt. Ihre Erzeugnisse, ihre eigenen Werksgebäude tragen bald seinen Stempel. Bestimmte früher nur der Zweck das Erzeugnis, so lernte man Schönheit und Zweck zur Einheit zu verbinden. Peter Behrens, der Leiter der Düsseldorfer Kunstgewerbeschule, trat zur Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft über. Viele Künstler und Architekten gehen den Weg zur Industrie. Messel, Olbrich bauen Warenhäuser nach einem neuen Stil. Ihnen folgen die Baumeister der Arbeiterhäuser, der Bürohäuser. Selbst die Fabrikgebäude erhalten ein neues, freundlicheres Aussehen.

Einer der besten Kenner dieser Entwicklung, Hermann Muthesius⁹ schildert, wie sich nach den tastenden und vielfach unreifen Versuchen der Jahre von 1895 bis 1900 eine immer größere Abklärung in formaler Hinsicht einstellt. „Aus der Kunst der kunstgewerblichen Einzelgegenstände ist eine Innenkunst entstanden, die ein völlig neues, aus deutschem Geist entstandenes, nationales Gepräge trägt. Die anfänglich kunstgewerbliche Bewegung ist zu einer Architekturbewegung geworden, und dadurch hat sich ihre Bedeutung unendlich erweitert. Der Architekturbewegung kommen der Drang aufs Land und der Wunsch, lieber die Etagenwohnung mit dem eigenen Heim zu vertauschen, zu Hilfe, und sie paart persönlichste Interessen mit den allgemeinen. Wir haben eine ausgesprochene Bewegung der häuslichen Baukunst, mit der der Lebensnerv des ganzen Volkes berührt ist. Und so kann man noch weiter gehen und sagen: Die Kunstbewegung ist zu einer Kulturbewegung im weitesten Sinne des Wortes geworden, die unsere Sitten des Wohnens, des Umgangs, der Geselligkeit beeinflusst. Die ganze junge Generation steht auf der Seite der Bewegung. Im gebildeten Publikum hat das Interesse an Kunstgewerbe und Architektur Bürgerrecht neben den früheren Interessen an Musik, Malerei und Literatur erhalten. Kurz, die anfänglich kleine kunstgewerbliche Bewegung ist zu einer der stärksten geistigen Strömungen der

Gegenwart geworden. Die künstlerischen Resultate sind unbestritten. Die letzten zehn Jahre werden einst zu den entwicklungsreichsten gezählt werden, die in der deutschen Kunstgeschichte zu verzeichnen sind.“

Hinter dem Architekten will der Ingenieur nicht zurückstehen. „Unsere neuen Bauten“, sagt Friedrich Naumann¹⁰, „sind die Schiffe, Brücken, Gasanstalten, Bahnhöfe, Markthallen, Ausstellungssäle usw. Sie sind das Neue, das unsere Zeit hat. Um sie als neu zu empfinden, muß man alte Städtebilder hernehmen. Überhaupt lernt man beim Vergleich alter und neuer Bilder den Einfluß des eisernen Trägers und der eisernen Schienen kennen. Der neue Eisenbau ist das Größte, was unsere Zeit künstlerisch erlebt. Auf jedem anderen Gebiet suchen wir Ahren auf Feldern alter Ernte, hier aber wird Neuland in Angriff genommen. Hier gibt es keinen alten Zwang, keine Hofkunst, keine Schulweisheit. Hier wird nicht Kunst neben Konstruktion getrieben, keine angeklebte Dekoration, keine bloße Schnörkelei, hier wird für den Zweck geschaffen, und die Form wird geboren wie ein Kind, an das seine Eltern kaum dachten. In allerlei Mühsal dieser Tage ist es etwas Hohes, daß wir die erste Generation der Eisenarchitektur sind.“

So wie wir waren etwa jene Leute daran, die einst den Übergang vom romanischen Bau zur gotischen Freiheit erlebten, zur ersten keuschen, zaghaften, unendlich zarten Gotik. Es liegt in allem unserem Eisenbau so viel Einfaches und bei aller Weise Rührendes. Man wird in fünfzig Jahren noch viel vollkommener bauen, aber es wird dann schon Leute geben, die die Zeit vom Münchener Bahnhof, der kaum ein erstes Ahnen des Eisenbaues hat, bis zum Frankfurter Bahnhof, diesem wunderbar aus Morgenfrühe des Eisenbaues heraus entstandenen besten Werke unserer Tage, mit einer Art von Heimweh sich wünschen werden. Ich habe infolge meines an allerlei Wanderungen reichen Lebens viel vom steinernen Bau gesehen, deutsche Dome und französische Kirchen und Schlösser, Sankt Peter in Rom und die Hagia Sophia in Konstantinopel, auch die unvergeßlichen Ruinen von Baalbek und die Burg von Athen. Alles das steht ehrfurchtgebietend vor meinem Geiste, aber das Gefühl innerer mitschaffender Freude entsteht doch erst bei Werken, die unserer Zeit angehören, bei der Müngstener Brücke oder der Rheinbrücke von Düsseldorf, beim Eiffelturm. Aller Steinbau ist in gewisser Weise fertig. Man hat in der Peterskirche das doppelte Gefühl: das ist wunderbar groß! und: das ist das Äußerste, was erreicht werden konnte! Und diesen zweiten Satz sagt man vor keinem Eisenbau. Hier leben noch unaussprechliche Möglichkeiten. Alle alten Raumbegriffe verschieben sich. Alle Gefühle für Träger und Belastungsverhältnisse werden anders. Große Gewölbe fast auf Punkte zu legen ist so neu, daß oft der Architekt noch falsche Pfeiler für nötig hält, als schäme er sich selbst seiner jungen Kraft. Noch gibt man dem Eisenbau aus einer Art von Schüchternheit steinerne Vorhallen. Gerade aber dieses leise und doch so frohe Herauskommen aus dem Wald der Vergangenheit gehört mit zum Zauber der neuen Kunst.“

IX.

Wie der Künstler als Spender von Ideen den Weg zur Wirtschaft findet, ebenso empfängt er Impulse von ihr. Technische Vorgänge, Industrielandschaften, das Wirken und Leben des Fabrikarbeiters reizen, seitdem Adolf Menzel den ersten Schritt getan, Maler, Bildhauer und Graphiker zum künstlerischen Schaffen. Allerdings spielen dabei soziale Gefühle mit.

⁹ Hermann Muthesius: Wirtschaftsformen im Kunstgewerbe.

¹⁰ Fr. Naumann: Die Kunst im Zeitalter der Maschine.

Mehr noch zieht es die Dichter in das Reich der Wirtschaft. Arbeit, soziale Kämpfe, die Wunderwerke der Technik geben immer wieder neuen Stoff zu Vers und Prosa. Friedrich Schiller empfängt das Lied von der Glocke. Wolfgang Goethe¹¹ verlegt die erste Eisenbahn (1814 in England) in freudige Erregung; denn er wußte, jetzt beginnt für den Verkehr eine neue Zeit. Mit gleicher Freude begrüßt er die ersten englischen Dampfschiffe (1818) auf dem Rhein und auf der Elbe. Goethe sah die großen Zusammenhänge von Technik, Wirtschaft und Kultur. Mit gespannter Aufmerksamkeit hört er vom Themsetunnel und von den Plänen eines Rhein-Donau-Kanals. Eckermann fand ihn einst umgeben von Karten und Plänen der neuen Bremer Hafenanlagen, die er eifrig studierte. Er sah im Geist die Zeit kommen, daß die Landenge von Suez, ja die von Panama durchstoßen werden würde. Mit prophetischem Blick verkündete er die meer- und völkerverbindende Bedeutung dieser Wasserstraßen.

„Die zwei größten Dichtungen seines Lebens münden aus in technisch-wirtschaftliche Probleme: im Faust ist es die Abdeichung des Meeres zur Landgewinnung, in Wilhelm Meister die innere Kolonisation. Ein Beweis dafür, wie der Dichter die letzten Ziele des Lebens in der hingebenden Arbeit im Dienste der Mitmenschen, im Dienste des Allgemeinwohls sah, einer Arbeit, die mit der technischen Bewältigung der Natur beginnt. Ein Beweis zugleich dafür, wie sich das höchste dichterische Vermögen mit wissenschaftlich-technischer Fähigkeit bewundernswert in ihm vereinigte. Seine Persönlichkeit ist das lebendige Symbol der vollkommenen inneren Durchdringung von Geist und Welt, von Seele und Natur.“ (Karl Muthesius.)

Julian Schmidt mahnt die Romandichter, „das deutsche Volk da zu suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit“. Ihm folgt unmittelbar Gustav Freytags „Goll und Haben“ (1855).

Max Kreger schreibt 1878 seinen „Meister Limpe“, der den Verzweiflungskampf des Handwerks gegen die Industrie schildert. Peter Rosegger ist ganz von seinem eigenen Schicksal als „Störer“ erfüllt. Julius Wolff beranzt sich im „Süßmeister“ an dem Glanze der Kunst. Max Eyth, der Gründer der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft (1885), verknüpft Poesie und Technik (Hinter Pflug und Schraubstock). Rudolf Herzog wählt die Familien Industrieller als Vordergrund; Clara Viebig, Ricarda Huch, Thomas Mann, Josef Ponten benutzen sie als Hintergrund ihrer Romane. Henrik Ibsen, der große Dramatiker, stellt eine Reihe von Unternehmerpersönlichkeiten auf die Bühne¹².

Die Amerikaner Lester Cohen (Die Pardwags), Upton Sinclair (Petroleum) führen uns in das moderne kaufmännische und industrielle Getriebe. Sie lassen uns sogar unmittelbar teilnehmen an den Handlungen des Geschäftsmannes. Die Naturalisten Emile Zola (Germinal) und Gerhart Hauptmann (Die Weber) reißen eine Welt auf, die vorher kein Dichter kannte. Ja, sie geben mit den Kathedersozialisten den Anstoß zur sozialen Reform.

Jeder schildert das Wirtschaftsleben so, wie er es sieht; der eine alles voller Schönheit, der andere grau in grau. Doch der Grundton ist bei allen derselbe: das gewaltige Geschehen der Wirtschaft, ihre Verbundenheit mit dem Schicksal der Menschheit. Joseph Windler entflammt das Dröhnen der Hämmer, das Rollen der Rüge, das Stampfen der Dampfschiffe, der Abstieg der Bessmerbirne zu einem feurigen Dithyrambus (Eiserne Sonette). Heinrich Versch,

Gerritt Engelke, Christoph Wieprecht, drei Arbeiter, schöpfen epische und lyrische Ergüsse aus dem Wirtschaftsleben.

„Maschinen rauschen in heiligen Liedern,
Fabriken sind göttliche Kirchen der Kraft“,

ruft Heinrich Versch begeistert aus. Karl Bücher¹³ sieht die werktätige Arbeit vom Rhythmus beschwingt, Karl Hauffer¹⁴ umrahmt das Schaffen des Handwerkers mit poetischen und philosophischen Gedanken. Doch muß man Dichter, Künstler sein, das zu empfinden? Gestaltet sich nicht für uns alle die Industrie zu einer gewaltigen Sinfonie? Auf Kohle und Eisen ruht der Grundakkord. Arbeit ist das Leitmotiv. Schlägel und Amboss, Hammer und Zange sind die Instrumente. In Dur und Moll erklingen die Themen, wir durcheinander dem Laien. Wer jedoch die Partitur zu lesen versteht, dem offenbart sie sinnvolles Walten.

X.

Das letzte Glied der Brücke von der Wirtschaft zur Kunst und Kultur bauen wir ein, wenn wir die Wirtschaft als Quelle und Urgrund anerkennen für die Teilnahme weitester Schichten des Volkes an den kulturellen und künstlerischen Gütern unserer Zeit. Das ist sie tatsächlich. Denn sie ermöglicht jedermann, da sie die wirtschaftliche Grundlage schafft, Kultur und Kunst zu empfangen und aufzunehmen. Zu genießen freilich; dazu bedarf es anderer Kräfte, die Inhalt der Kunsterziehung sind.

Die fortschreitende Industrialisierung hat bei allen Nachteilen, die ihr eigen, den Lebensstand des Volkes gehoben, den Wohlstand erweitert und damit einen sehr viel größeren Kreis befähigt, der Kultur teilhaftig zu werden. Zugleich hat die Industrialisierung die künstlerischen und kulturellen Güter überhaupt erheblich verbilligt. Diese sind heute nicht mehr nur den Wohlhabenden allein vorbehalten. Hierdurch hat die Industrie die kulturelle Grundlage ganz außerordentlich erbreitert. Neue Bedürfnisse sind entstanden und mit ihnen neue Gewerbe; neue Gewerbe, die Erzeugnisse für eine höhere Kultur hervorbringen. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, auf einer wie viel höheren Stufe die Wohnweise der Menschen heute steht.

Das Pressgewerbe führt Zeitungen, Zeitschriften und Bücher dem Volke zu, das sich bei kleinem Einkommen bilden und belehren kann. Die Stätten der Industrie, früher meist nur vom Dröhnen der Maschinen, von Ruß und Rauch erfüllt, sind heute nicht mehr unberührt von der Kultur. Konzerte, Theater sind selbst in entlegenen Arbeiterstädten keine Seltenheit mehr. Museen und Kunstsammlungen stehen den Minderbemittelten gegen geringes Entgelt oder gar kostenfrei offen. Das Wort, das Dr. Hans Luther als Essener Oberbürgermeister geprägt, „Die Kultur gehört dahin, wo die Arbeit ist“, ist allenthalben zur Tat geworden. Albert Bögler, der Generaldirektor der Vereinigten Stahlwerke, will die Kultur nicht an einigen wenigen bevorzugten Plätzen zusammenfließen lassen, sondern tut alles, sie über das gesamte Industriegebiet auszuweiten, damit namentlich die Berg- und Hüttenarbeiter Nutzen davon haben.

Technische Erfindungen, wie Grammophon, Radio und Film, namentlich der Tonfilm, von der Industrie gefördert und entwickelt, machen Wissenschaft, dramatische Kunst, Musik zum Allgemeinut des gesamten Volkes. Kaum ein Arbeiter, Landwirt, Handwerker, Angestellter ist heute ohne einen dieser Vermittler. Millionen Menschen können zu gleicher Zeit, ohne ihr Haus verlassen zu müssen, durch das Radio eine Sinfonie von Beethoven oder Bruckner hören.

¹¹ Karl Muthesius: Goethe und das Handwerk, Leipzig 1927.

¹² Otto Holz: Der Unternehmer bei Ibsen, Esterkrade 1921.

¹³ Karl Bücher: Arbeit und Rhythmus, Leipzig 1924.

¹⁴ Karl Hauffer: Lesebuch für junge Handwerker, Karlsruhe 1926.



Werktag.

Holzschnitt von Waldemar Niesel.

Die verbesserten Verkehrsmittel, Eisenbahn, Kraftwagen, überspannen Raum und Zeit. Kunst und Kultur sind heute jedem zugänglich, der guten Willens ist. Und zwar mit den geringsten Mitteln. Dazu hat die Wirtschaft, vor allem die Industrie, ganz erheblich mit beigetragen.

XI.

Der Zusammenhang von Kultur, Kunst und Wirtschaft ist also unverkennbar. Er tritt uns auf Schritt und Tritt vor Augen. Dennoch weicht der Zweifel nicht von uns, ob er innerlich gegeben oder nur äußerlich entstanden ist. Auch Wiedenfeld¹⁵ ist von ihm bewegt. „Die Wirtschaft (als die Welt der materiellen Bedürfnisse und ihrer Befriedigung) und die Kulturentwicklung (als den Bereich des Immateriellen und Irrationalen) miteinander in Zusammenhang zu bringen, ist ohne weiteres insoweit gegeben, als bei jedem Volke der jeweilige Kulturstand von der Höhe der wirtschaftlichen Entwicklung mitentscheidend bedingt ist und als umgekehrt eine allzu starke Betonung der wirtschaftlichen Ziele, welche diese zum Selbstzweck erhebt, für die Entfaltung der Kulturwerte zur Gefahr werden kann. Heiß umstritten ist jedoch die Frage, ob auch ein innerer Zusammenhang zwischen diesen beiden Sphären menschlichen Seins besteht, d. h. ob in der Wirtschaft selbst ein aktives Kulturelement enthalten ist, ob sie selber einen Bestandteil der Kulturwerte und nicht nur der Zivilisation darstellt. Besonders für die Neuzeit, die wir als das Zeitalter des Kapitalismus zu bezeichnen pflegen, wird gar häufig behauptet: der Mensch sei in seinem wirtschaftlichen Verhalten ausschließlich von sachlichen Zweckmäßigkeiten, vom Streben nach höchstem Gewinn und nicht von individuell-irrationalen

¹⁵ Kurt Wiedenfeld: Wirtschaft und Kultur, Festschrift des Leipziger Bibliophilen-Abends, „Die Leipziger Neunundneunzig“, 1929.



Feierabend.

Holzschnitt von Waldemar Niesel.

Rücksichten bestimmt; er habe sich zwar aus der Traditionsgebundenheit vergangener Wirtschaftsformen gelöst, sei dafür jedoch der Kapitalgebundenheit verfallen.“

Aber Wiedenfeld kommt doch zu demselben Schluß wie ich. Die Wirtschaft ist für ihn nicht nur Grundlage der Kultur; sie ist in sich selbst Kultur.

Soll man überhaupt über die Frage streiten, ob die Wirtschaft mit der Zivilisation oder mit der Kultur und der Kunst zusammenhängt? Mitnichten; denn die Grenzen sind ohnehin flüchtig¹⁶. Für uns soll es wesentlich sein, daß eins aus dem anderen und zum anderen fließt. Ohne Zivilisation keine Kultur, ohne Kultur keine Kunst — und umgekehrt. Alle drei zusammen wieder nicht ohne die Wirtschaft. Freilich — ohne Zivilisation, ohne Kultur, ohne Kunst wiederum keine Wirtschaft. Wie eng begrenzt wäre ihr Kreis, wie arm und öde wären die Ausdrucksformen des Handwerks, der Industrie, des Handels, des Einzelhandels — wenn nicht der Mensch aus höheren Bedürfnissen der Zivilisation, der Kultur, der Kunst immer wieder neue Lebensformen der Wirtschaft zuführte! Wie armselig wäre der Industrielle, der Kaufmann, der Arbeiter — wenn er nur seinem Geschäfte lebte; wenn er nicht sich innerlich aufrichten könnte an den Werken der Kunst! Wie wäre sonst sein unstillbares Sehnen nach einem Zusammenhang mit ihnen erklärlich?

Darauf aber, auf das Zusammengehörige, kommt es entscheidend an. Darum wollen wir Waentig folgen, der seinem Werke über Wirtschaft und Kunst den Satz voranstellt: „Unser mit allerhand künstlerischen Idealen be-

¹⁶ Wie sich die Philosophen und Kunstgelehrten, namentlich Theodor Lipps, Robert Zimmermann, Max Dessoir, Hugo Spitzer, Emil Utzig, Heinrich Wölfflin, mit den Begriffen auseinandersetzen, beschreibt Günther von Peckmann: Die Qualitätsarbeit, Frankfurt a. M. 1924.

frachtetes Schiff wird den ersehnten Hafen nur dann erreichen, wenn es sich auf dem stürmischen Meere des Alltagslebens vom Strome der wirtschaftlichen Entwicklung vorwärts tragen lassen kann. Denn wo nicht über den Inhalt der Kulturen, wie einige glauben, über ihre Möglichkeit hat in letzter Linie sie zu entscheiden. Darum hat, was bisher meist übersehen worden ist, bei der Erörterung kulturpolitischer Probleme neben dem Künstler und dem Kunsthistoriker auch der Volkswirt ein gewichtiges Wort mitzureden.“

XII.

Zu welchem Schluß müssen wir angesichts der inneren und äußeren Beziehungen zwischen Kunst und Wirtschaft kommen? Zu dem, zu keinem anderen als dem: diese Beziehungen zu einem lebendigen Austausch der Kräfte zu gestalten. Daran tue jeder das Seine durch die Tat!

Staatssekretär Schulz, derselbe, dem wir die „Deutsche Kunstgemeinschaft“ verdanken, die Kunstwerke erwirbt und sie gegen Raten an die Mitglieder abgibt — ein System, das sich der Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen ebenfalls zu eigen gemacht hat —, heischt vom Künstler: Mensch seiner Zeit zu sein. Damit meint er wohl: der Künstler solle die vielerlei Möglichkeiten zum Schaffen auf dem Boden der Wirtschaft nicht verschmähen. Er kann es, ohne seiner Künstlerschaft Gewalt anzutun, ohne seine Ideale preisgeben zu müssen. Beispiele von heute, Beispiele von ehedem lehren das. Man denke bloß an die auf Industrie, Handel und Handwerk „angewandte“ Kunst.

Gewiß ist die Not der Zeit einer neuen Blüte des Kunstgewerbes nicht günstig. Zu schwer leidet die Wirtschaft; allzu stark ist das Volk selbst bedrückt. Wie sollte es den Künstlern wirtschaftlich wohlgehen! — Dennoch mehrten sich die Zeichen einer besseren Zukunft. Man will sich nicht mit jedem beliebigen Erzeugnis zufrieden geben, strebt nach einer höheren Kultur. Mag die „neue Sachlichkeit“ den Raum für die Kunst vielleicht noch nicht weit genug spannen, so dürfte sie doch den Anstoß zu neuen künstlerischen Ausdrucksformen geben. Wie anders sieht heute schon das Wohnhaus des Arbeiters außen und innen aus! Die Siedlungen sind eine Augenweide, eine Wohltat für Herz und Gemüt. Wie anders kuckert der Fabrikraum, die Werkstatte, das Kontor an! Welche Möglichkeiten bietet nicht die neuere Werbekunst Graphikern und Malern! Man betrachte eine Ausstellung, eine industrielle, landwirtschaftliche Schau heute und vergleiche sie mit früheren! Überall erkennt man die Mitarbeit der Maler, Bildhauer, Architekten.

Der Wirtschaftler will mit dem Künstler gehen. Wie anders wäre sein Zug zur kulturellen, künstlerischen und

wissenschaftlichen Gestaltung zu erklären? Er beschäftigt sich weiß Gott nicht nur mit technischen und wirtschaftlichen Dingen. Fast möchte man glauben, je ärger die Not sie packt, desto mehr beherrscht sie die Frage nach einem höheren Sein. Handelskammern, Wirtschaftsförperschaften, technische Verbände sehen ihre Aufgabe nicht mehr erfüllt, wenn sie sich nur auf das beschränken, was ihnen Befehl und Satzung zuweisen. Weit gehen sie darüber hinaus, streben dahin, ihre Mitglieder für kulturelle, künstlerische und wissenschaftliche Zusammenhänge und Erkenntnisse zu gewinnen, sie ihnen zu erschließen. Selten versammeln sie sich, ohne einen Philosophen, Kunstgelehrten, Kunstpolitiker zu Wort kommen zu lassen. Die Führer der Wirtschaft haben die tiefe, von Heinrich Treitschke verkündete Wahrheit erkannt: „Die Kunst ist einem Volke so nötig wie das tägliche Brot.“

Dennoch bleibt viel zu tun übrig. Deshalb kann ein Mahnwort an die Wirtschaft, sich der Künstler anzunehmen, nicht eindringlich genug sein. Vor allem der bildenden Künstler, gleichviel, ob sie Holz und Stein formen, mit Pinsel und Farbe, mit dem Stift arbeiten, ob sie das Haus, den Raum, Maschinen oder Geräte gestalten. Ihrer muß sich die Wirtschaft nicht nur um der Künstler, sondern um ihrer selbst willen annehmen. Denn nur so empfangen ihre eigenen Erzeugnisse Geist, Seele und Leben; nur so erlangen sie die Verbundenheit mit dem Volke, nur so einen Vorzugsstand auf dem Weltmarkte. Hier ist der Wettbewerb äußerst scharf. Namentlich für deutsche Waren. Ihn erfolgreich zu bestehen, befähigt uns einzig und allein nur die Qualitätsarbeit. Diese ist ohne den Künstler undenkbar; er muß ihr sein Formgefühl verleihen.

Unter dem unerbittlichen Zwang für den Staat, für die Gemeinde, für den einzelnen, die Ausgaben zu verringern, Betrieb und Haushalt so sparsam wie möglich zu führen, dürfen Kunst und Kultur nicht zugrunde gehen. Denn mit ihnen büßte das deutsche Volk unschätzbare Güter ein, gingen Werte unwiderbringlich dahin, die nicht nur für Herz und Gemüt, für Schönheitsinn und Formgefühl, sondern für die wirtschaftliche Produktion unerlässlich sind. Sie, wenn erst verloren, wiederzugewinnen ist schier unmöglich. Denn wenn erst einmal die Tradition verschüttet, wenn der Zusammenhang zwischen Architekten, Arbeitern und Ingenieuren, Malern und Bildhauern gestört ist, dann ist er schwerlich wiederherzustellen. Geschmack, Handfertigkeit, Kunstsinne, wissenschaftliche Erkenntnis lassen sich mit dem stärksten Willen nicht aus dem Boden stampfen. Sie wachsen langsam nur, von Geschlecht zu Geschlecht, wie die Kultur überhaupt.

Waldemar Niedel, von dem die Zeichnung „Straßenarbeiter“ auf Seite 535 und die beiden Holzschnitte „Werktag“ und „Feierabend“ auf Seite 539 stammen, ist im Hauptberuf — gelernter Arbeiter auf dem „Schalker Verein“ und außerdem ganze vierundzwanzig Jahre alt. Auf unsere Bitte, uns in ein paar Zeilen über sein Leben und Wirken zu berichten, gab er uns nachstehenden Querschnitt, den wir ohne Änderung und Kürzung folgen lassen:

„Ein paar Daten aus meinem Leben wünschen Sie? — Daten in meinem Leben gibt es bis heute eigentlich — ja doch, ich bin jetzt vierundzwanzig Jahre alt. Als ich zwölf Jahre alt war, starb mein Vater, so daß ich 1920, als ich aus der Schule kam, gleich verdienen mußte. Zunächst war ich auf der Zeche Rheinelbe (Vereinigte Stahlwerke) über und unter Tage beschäftigt (daher die fachmännischen Kenntnisse in den Grubenbildern). Dann lernte ich das Formerhandwerk.

Daten aus meinem Leben: Jetzt arbeite ich zehn Jahre in der Schwerindustrie — wer weiß wie lange noch in dieser Krise.

Aus meinem Bekanntenkreise werde ich oft gefragt, woher ich die Zeit zum Malen nehme. Das ist mir selber kaum bewußt.

Ich bin in der Jugendbewegung.

Im Winter, wenn die Finanzen und das Wetter erlauben, geht es zum Skilauf. Im Sommer verbringe ich meine Freizeit im Kaltboot auf unseren heimischen Gewässern. Frühling und Herbst finden mich als Wandervogel in Feld, Wald und Heide.

Aber immer will ich Mensch sein!

Nun, und die Zeit? — Wenn es so über mich kommt, dann muß ich zeichnen und malen, sei es abends nach Feierabend oder in einsamer Nacht. Dann entstehen diese Blätter. Von Wandervegen hinübergereitet in den Alltag. Die Blätter, die mich im Augenblick beglücken, da sie etwas Höheres darstellen als diese Studienblätter. Ich weiß nicht, wie sie auf andere wirken . . .“



Bavaria-Verlag, München-Gauting.

Lithographie von Erich Fraaß.

Die Flucht.

Der Hauptmann von Kapernaum.

Von Ernst Wiechert*.

(Nachdruck verboten.)

An einem Sommermorgen nach dem großen Kriege, zu einer Zeit, als bei Siegern und Besiegten das Unerhörte ihrer Kreuzzüge noch in leisen Krämpfen nachzitterte, begegneten einander auf der Krone eines der blauen Hügel zwischen dem Rhein und der Weser zwei Truppenkolonnen, über denen der Staub der Frühe gleich einem rötlichen Zeichen Gottes stand. Die der Sonne entgegenziehende kam mit Verwundeten und Gefangenen aus dem Aufruhrgebiet der Bechen und Schornsteine, die andere, die ihren eigenen Schatten zertrat, stieg zu blutiger Arbeit in das Tal hinunter, aus dessen beglänzter Weite vereinzelter Kanonendonner aufstieg.

Die Führer grüßten einander mit ernsten Gesichtern, und die Soldaten riefen sich Scherzworte zu, nur über die Gruppe der Gefangenen ging jeder Blick mit kaltem Schweigen hinweg, wie über die verächtliche Entblößung einer Schande, die jeden Angehörigen des Volkes mit gleicher Last belud.

Unter ihnen war die befremdlichste Erscheinung die eines Bergmannes, der über einer zerrissenen und verstaubten Kleidung ein ruhiges, stolzes und gleichsam leuchtendes Gesicht durch alle Verachtung der Blicke hindurchtrug. Es war ein Gesicht, das der auslöschenden Hand der Dumpfheit einer lebenslangen Fron so wenig entgangen war wie dem zerstörenden Rausch fanatischer Leidenschaft, aber alles dieses

* Mit freundlicher Genehmigung der Georg Grote'schen Verlagsbuchhandlung dem Novellenband „Die Flöte des Pan“ von Ernst Wiechert entnommen. 234 Seiten in Ganzleinen 6,— RM.

hatte die große Absicht nicht zu entstellen vermocht, die die Natur mit diesem Gesicht gehabt hatte, das Vorwärtsdrängende und Auswärtsgehobene eines großen Glaubens, dessen Ziel auf hohen Bergen oder in den Sternen liegt, hinter Schwertern oder hinter Kreuzen, und der sein Leuchten als einen Widerschein von den Stirnen derer zu empfangen scheint, für die er leidet: von den Stirnen nicht der einzelnen oder eines Volkes, sondern von denen der Menschheit.

Es war ein großes Gesicht, und wie es sich aufhob aus dem Staub der Kolonnen, über die dumpfen Gesichter seiner Gefährten und die erschöpften seiner Häfcher, und furchtlos über die Begegnung aller Augen glitt, ohne Haß, ohne Demut, mit der schweigenden Sicherheit eines Unberührbaren, mochte es einem unbestechlichen Auge scheinen, als schreite hier ein gefesselter König unter schwachem Menschenrecht, das Anmaßung um ihn gelegt hatte.

Als die beiden Kolonnen schon im Begriff waren, sich voneinander zu lösen, wendete einer der feindwärts reisenden Offiziere sein Pferd, holte im Trabe die Bedeckungsmannschaft der Gefangenen ein und befragte sie, gleichsam verlegen über das Unschickliche seiner Neugier, nach ihrem Marschziel und dem Schicksal der Aufrührer. Als er den Namen einer Ortschaft im Tale und die für die Nacht wahrscheinliche Erschießung des größten Teils der Rebellen erfahren hatte, ritt er bis an die Seite des Bergmannes, dessen Gesicht ihn zum Wenden seines Pferdes veranlaßt hatte, beugte sich zu ihm nieder und fragte leise mit einer

unvermuteten und deshalb bezwingenden Güte, weshalb er sterben sollte.

Der Angeredete, ohne zu erschrecken, nur mit einer leisen Spannung in seinem immer wachsamem Gesicht, erwiderte ohne Zögern, daß er sterben müsse, weil er getötet habe.

Und weshalb er getötet habe?

Damit seine Kindeskinde nicht mehr zu töten und den Tod durch Menschenhand zu erleiden brauchten.

Darauf schwieg der Offizier lange Zeit, immer neben dem Gefangenen herreitend, den Kopf auf die Brust gesenkt, als reite er hinter dem Sinn dieser Worte her.

„Und Christus?“ fragte er plötzlich.

Der Bergmann lächelte, ein kindliches, ganz häßloses Lächeln. Und dann sagte er, die Augen einmal über die Täler zu ihren Füßen wandern lassend, daß Christus, wenn er zu dieser Stunde bei ihnen wäre, der größte Töter der Menschen sein würde.

Über dieser Antwort zog der Offizier die Zügel so jäh an, daß das erschreckte Pferd sich bäumte und das Ende der Kolonne schneller ausritt, so daß über das rückwärts gerichtete Gesicht des Gefangenen der Staub sich gleich einer Wolke hob und es auslöschte aus der Landschaft gleich dem vergehenden Glanze eines Taupfropfens.

Das Pferd, der Willenlosigkeit seines Reiters bewußt, trug ihn wieder zur Krone des Hügels empor, von wo der Erwachende die beiden grauen Schlangen nun sich langsam abwärts winden sah. Gleich dem Gefangenen ließ er seine Augen über die blauen Täler wandern, über das in sich ruhende Gold der Weizenfelder, die noch von leisem Nebel verhüllten Wiesen, das wache und dem Tage schon aufgeschlossene Rot der Dächer. Er vernahm das Dengeln der Sensen und frohen Zuruf von Kindern, hineingeflochten in aufsteigendes Lärchenlied, und plötzlich nahm er den Stahlhelm ab und legte seine Hände um die graue Kühle des Metalls. Er fühlte, ohne seiner Gedanken bewußt zu sein, seine Gestalt als etwas Fremdes und Böses in der nun lautlosen Stille des Hügels, als etwas Bekleidetes und Gerüstetes, eine Empörung gegen das stille Wachsen der fruchttragenden Erde und Gottes schweigendes Wachen über seinem Werk. Und schen, der Straße ausweichend, ritt er seiner Truppe nach.

In der Kolonne aber, die mit den Gefangenen sich ihrem Bestimmungsort näherte, flog unter einem Lächeln, das zwischen Spott und Verlegenheit sich schwankend änderte, ein Wort von Gruppe zu Gruppe, das einer der Offiziere dem anderen achlos zugerufen hatte und das nun wie eine Erklärung und Erleichterung auf das Gesagene zurückstrahlte: „Der Hauptmann von Kapernaum ...“

Sein Name war Christoph von Eoden, aber vom Divisionskommandeur bis zum jüngsten Rekruten hieß er der Hauptmann von Kapernaum. Seit jenem Gottesdienst in der Garnisonkirche vor dem großen Kriege, in dem der Geistliche zu Beginn seiner Predigt das Evangelium verlesen hatte: „Da aber Jesus einging zu Kapernaum, trat ein Hauptmann zu ihm, der bat ihn und sprach ...“ Und bei den Worten: „Gehe hin, dir geschehe, wie du geglaubt hast“ war der Hauptmann von seinem Platz neben dem Altar aufgestanden und ein paar Schritte zur Kanzel vorgegangen. Er hatte inmitten des freien Raumes zwischen den Kirchenbänken gestanden, lauschend, in leise vorgebeugter Haltung, als habe sein oberster Kriegsherr ihn von ferne gerufen. Seine Augen hinter der goldgefaßten Brille hatten mit einer fast quälenden Erwartung an dem verwirrten und nun gänzlich leer gewordenen Gesicht des Geistlichen gehangen, und seine viel zu kleinen Hände waren regungslos um die Spitze seines Helmes gefaltet gewesen.

So hatte er bis zum letzten Wort der Predigt gestanden, Hunderte von spottenden, lächelnden, bestürzten, ergriffenen Augenpaaren ohne Wissen auf sich sammelnd, und da er der

ängstlichste Offizier in der Kirche gewesen war, hatte niemand gewagt, ein mahnendes Wort zu flüstern oder mit einer Gebärde verstoßen an seine Versunkenheit zu rühren. Auch auf dem Kasernenhof war sein Gesicht noch immer gleichsam von ferne beleuchtet erschienen, aber gleichzeitig von einer strengen Zugeschlossenheit, wie ein einsamer Stein.

Dies war der Hauptmann von Kapernaum, den um sein vierzigstes Jahr eine Bibelstelle gleich einem Pfeil getroffen hatte, der durch die Panzer eines ganzen Lebens, eines verhärtenden Berufes, eines abschließenden Kastengefühls gedrungen war, und dessen Schaft nicht aufhören wollte, leise nachzubeben, wie seine Spitze nicht aufhören wollte, Schmerzen an einer Stelle zu bereiten, die im kultivierten Leben des Abendlandes als unempfindlich zu gelten hatte.

Er war von beiden Eltern her das Kind uralter Soldatenfamilien, deren Väter verabschiedete Oberste waren, streng, preußisch, dem König ergeben, deren Mütter mit Mühe den Schein einer bevorzugten Kaste zu wahren hatten, mit versteckten Sorgenfalten, schlicht in der Lebensführung, herb im Urteil, hochmütig noch in ihren Särgen. Gott kam erst hinter dem König, und hinter Gott kamen die roten Generalsstreifen. Dahinter war die Masse, eine stolze, geschlossene Masse, die das Recht auf Achselstücke und Degen hatte, die aber nach den roten Streifen strebte wie nach der Verheißung eines Paradieses.

Was Kadettenanstalt, Dienst, Kaste in dem Hauptmann nicht zu zerbrechen vermochten, war eine gewisse Labilität seines Wesens. Es war, als drückte die Last aller Geschlechter seines Namens so unerträglich auf die empfangende Schale seiner Seele, daß sie einmal brechen oder zum mindesten ausweichen, sich plötzlich neigen könnte, so daß alles jahrhundertalte Gut an Stolz, Pflichtgefühl, Tradition klirrend ins Bodenlose stürzen und nichts übrig lassen würde als ein leerer, nachschwankendes Gefäß, zu allem Ersten, Neuen, Unerhörten auf eine gleichsam fromme Weise bereit.

Auch war nicht zu übersehen, daß in der Abgeschlossenheit seines Lebens, in dem für lange Zeit der Mensch weniger galt als das Buch, sich Neigungen und Gewohnheiten entwickelten, die, an der Norm eines harten Berufes gemessen, befremdlich, ja beängstigend erscheinen mußten: Selbstgespräche, in denen das Selbst allmählich zu einer zweiten Gestalt wurde, die im Dämmerlicht ihm gegenüberfaß; Orakelversuche, Vorentscheidungen, mit Knöpfen, Fenstern, Blumenblättern angestellt; der Zwang, lautlos bis zwölf zu zählen, bevor er ein Kommando abgab und ähnliches. Doch war dies alles verschwiegen und fast spielerisch, so daß es in die ahnende Erkenntnis nur weniger trat.

Auffällig war, daß seine Burschen nach geraumer Zeit um ihre Entlassung aus seinem Dienst zu bitten pflegten. Nicht etwa weil er sie hart behandelte, sondern weil es geschehen konnten, daß sie in tiefer Nacht erwachten und der Hauptmann stand vor ihrem Lager, eine Kerze in der Hand, und sah mit grübelnder Versunkenheit in ihr Gesicht. „Was bist du für ein Mensch?“ konnte er fragen. „Weißt du, was du für ein Mensch bist?“

Er war dreimal verlobt, und jedesmal wurden die Verlobnisse von seinen künftigen Schwiegereltern gelöst. Aus „weltanschaulichen Gründen“. Er fragte, wonach nicht gefragt werden durfte. Er sprach aus, was nicht ausgesprochen werden durfte. Und so war es mit seinem Lächeln, seinen Zweifeln, seiner Beredtheit, seinem Schweigen.

Er wurde von allen seinen Leuten hochgeachtet, von einigen geliebt, von wenigen angebetet. Er hatte keinen Ehrgeiz, keine Mißgunst, kein berufliches Streben. Er las viel, besonders über Ethik und Soziologie, und er konnte über einem Grundsatz, einer Tabelle stundenlang grübelnd sitzen, die Augen gleichsam weit hinter die Worte und Zahlen gerichtet, mit dem staunenden Erschrecken eines Kindes, vor dem ein



Tabarie-Be-lag, München-Gauting.

Radierung von Prof. Alois Kolb.

Ein Himmelszeichen.



Allerseelen.

Lichtbildstudie
von
J. Söhn.

Gehäuse sich lautlos und geheimnisvoll öffnet und wieder schließt.

Er war nicht unglücklich zu nennen, aber er war erfüllt von einer leise bebenden Unruhe, gleich einem Tiere des Waldes, das auf freiem Felde vom hellen Morgen überrascht wird, oder gleich einem Baum, der mit tausend Zellen unter dem Nahen eines Gewitters bebt. Er war gleich einem der Horchposten der Menschheit, die sie vor den Entladungen ihrer großen Schicksale hinauszu schicken pflegt: Dichter, Märtyrer, Propheten, damit sie an ihren Ekstasen, ihrem Schreien, ihrem Sterben fühle, ob es Zeit sei, die Würfel über die Erde zu schleudern. Der Boden des Alltags bebte unter seinen suchenden Füßen, und so konnte es geschehen, daß er, der ein gänzlich unmilitärischer Mensch wiewohl ein hochbefähigter Offizier war, den Ausbruch des großen Krieges als eine Erlösung empfand. Der Boden gab nach, zerriß, stürzte donnernd ein, und es würde sich nun zeigen, ob die aufgespaltenen Abgründe das Antlitz Gottes oder das Antlitz des Satans enthüllen würden.

Aber nichts dergleichen geschah. Tod war und Vernichtung, Grauen und Leid, Lüge und Heiliges, aber es war nur ein Mehr an Masse, war Häufung und geballte Steigerung, war Krampf und Überfättigung. Es war keine vierte Dimension, es waren Erscheinungen, Gesetze, Notwendigkeiten der bekannten Dimensionen. Weder Gott noch Satan enthüllten sich, sondern nur der Mensch, bis seine ganze Blöße enthüllt war, Jahrtausende zurück, und aus den Bränden der

Verheerung das verbogene Skelett, geglüht, aber ungeläutert, aus den Trümmern sich finster abzuzeichnen begann.

Der Tag, an dessen Morgen der Hauptmann den Gefangenen gesehen hatte, war blutig, haßvoll und zermürbend zu Ende gegangen, und erst gegen Abend war das Ziel des Angriffs erreicht worden und das Bataillon zur Ruhe übergegangen. Die Sterne standen schon blaß am unruhigen, vom Licht der Leuchtkugeln geblendeten Himmel, als der Hauptmann sein Pferd sattelte und in schonungslosem Galopp nach der Ortschaft ritt, deren Namen er am Morgen erfragt hatte.

Mensch und Tier lagen im Schlaf der Erschöpfung, und es dauerte geraume Zeit, bis der Hauptmann das Gehöft zu finden vermochte, in dessen Kellern man die Gefangenen verwahrte. Er schlug den Kragen seines Umhanges auf, und während er langsam auf den Hof ritt, wobei er den aufschreckenden Posten Rede und Antwort stand, versuchte er, Ortschaft und Gegenstände aus dem Dunkel zu lösen und sich einzuprägen, als habe er nach seiner Rückkehr darüber Meldung zu erstatten.

In dem steinernen Flur brannte eine Kerze und warf im Luftzug den Schatten des schlafenden Posten über die Stufen. Der Hauptmann sah, wiewohl seine Hände fieberten, eine Weile in das blutjunge, in der Übermüdung fast tot erscheinende Gesicht. Dann berührte er den Arm des Schlafenden und blickte ohne Strenge in die verwirrten Augen. „Ist gut“, sagte er, „waren schwere Tage . . . ich möchte dort hinein . . . habe mit ihm zu sprechen . . . mit dem Bergmann . . . kennst du mich?“



Maria
mit dem
Kind.

Zeichnung
von
Elfriede
Wendtland.

„Herr Hauptmann sind ... Herr Major waren heute früh ...“

„Ganz recht ... dort unten sind sie? Was wird denn mit ihnen?“

„Heute früh ...“ Der Soldat sprach plötzlich leise und sah zur Seite, wo ihre Schatten sich an den Mauern emporstürzten ... „Der Herr Leutnant ist zu Seiner Exzellenz, wegen der Unterschrift ...“

Der Hauptmann nickte, nahm ein Licht aus der Tasche und entzündete es an der brennenden Kerze. „Ein Licht brennt am andern“, dachte er flüchtig, „weshalb nicht der Mensch am Menschen?“

Er wußte, daß der andere nicht schlafen würde, und er verwunderte sich nicht, als in einem der Nebenkeller von einem Bündel Stroh das Gesicht sich ihm ruhig entgegenhob. Er stellte das Licht auf ein Obstbrett, in halber Höhe der Mauer, zog sich eine Holzkiste heran, nahm den Stahlhelm ab und saß nun, ein wenig gebeugt, die Hände um die Knie gefaltet, und blickte durch die Gläser seiner Brille aufmerksam aber mit einer leisen Bescheidenheit in das schweigende Gesicht des Gefangenen.

Dieser betrachtete ihn mit der kühnen Offenheit eines Gegners, nicht ohne Neugier, aber schon mit der leisen Überlegenheit des Todgezeichneten.

„Es gibt schlechtere Gesichter unter den Mördern“, sagte er endlich.

Der Hauptmann zuckte ein wenig zusammen, aber dann lächelte er statt einer Antwort. „Man nennt mich den Hauptmann von Kapernaum“, meinte er schließlich.

Der Gefangene bat, ihm das zu erklären, und der Hauptmann erzählte den Anlaß jener Namengebung. „Es trifft nicht zu auf mich“, sagte er am Ende. „Es muß anders gewesen sein, ganz anders ... und heute früh dachte ich, er müßte dir ähnlich gewesen sein.“

„Und deshalb?“

„Ja, deshalb ...“

Sie schwiegen, einer in den Anblick des anderen versunken. Sie wußten, daß sie unter der Erde waren, und daß einer unter ihr bleiben würde, und sie hörten die schweren Atemzüge der Schlafenden und fühlten die Zeit an den Wänden herniedertropfen. Und sie fühlten auch, daß sie sich voreinander noch verbargen, daß noch etwas kommen würde, hinter den Worten, dem Lächeln, dem Schweigen.

Der Gefangene, in dessen Seele die Schalen schon im Gleichgewicht standen, durchbrach als ein natürlicherer Mensch zuerst den Raum, der undeutbar zwischen ihnen schwebte.

„Und nun möchten Sie wissen“, sagte er, „wie es kommt, daß einer zum Tode geht und froh aussehen kann?“

„Es ist der Glaube“, erwiderte der Hauptmann leise.

„Ja, es ist der Glaube!“ Er richtete sich plötzlich auf, und in seinem Gesicht erwachten mit einem Schlage tausend ausgelöschte Linien des Lebens. „Sie glauben nicht, keiner von euch glaubt. Ihr gehorcht, ihr denkt, ihr behauptet. Aber ihr glaubt nicht. Woran solltet ihr glauben? Man kann nur leben, wenn man an das Künftige glaubt, aber ihr kniet vor dem Vergangenen. ‚Wir sind die Ältesten‘, sagt ihr, ‚seit Anbeginn‘. Aber ihr wißt nicht, daß die wachsende Wurzel auch Steine sprengt. Und die Wurzel wächst, wißt ihr das? Der Wald wächst. Moos wird euch bedecken,

Schweigen, Vergessenheit. Denn der Mensch ist wieder auf der Erde, verstehst du? Nicht der Adlige, nicht der Herr, nicht der Besitzer. Nur der Mensch. Der Krieg hat ihn aus der Erde gegraben, und nun geht er. Er taumelt noch, er stammelt noch. Aber er geht, über die Steine, über die Paläste, über die Kirchen, immerzu ... immerzu ...

Sein Gesicht brannte wie eine Flamme in des Hauptmanns Gesicht, bis es leise kälter wurde und erlosch. Er legte sich auf sein Lager zurück, faltete die Hände unter seinem Kopf und schloß die Augen.

„Und Christus?“ fragte der Hauptmann nach einer Weile leise. „Weshalb sagtest du das von Christus?“

„Er trieb sie aus dem Tempel“, erwiderte der Gefangene. „Er wollte, daß die neuen Eimer schöpfen und die alten zerschlagen werden. Er war die Wurzel, die den Stein zersprengt ... Oder glaubt ihr, er würde sich noch einmal kreuzigen lassen?“

Der Hauptmann nickte. Sein Gesicht war nun ganz froh und klar. „Welcher von uns beiden verdient zu leben?“ fragte er lächelnd.

„Der Glaube“, erwiderte der Bergmann ohne Zögern. „Weder der Hauptmann noch der Bergmann. Nur das Gefäß des Glaubens.“

Der Hauptmann ging bis an den Fuß der Kellertreppe und blieb dort eine Weile lauschend. Noch während er zurückkam, knöpfte er seine Uniform auf. „Du mußt dich beeilen“, sagte er, „das Pferd steht gleich links an der Haustür ... der Zügel ist nur über den Zaun gelegt ... du mußt zurückreiten bis zu dem Hügel von heute früh und dann nach Norden ... kennst du den Polarstern? Die Lösung heißt ‚Helgoland‘. Vergiß es nicht ...“

Der Gefangene gehorchte ohne Zögern, nur sein Gesicht hatte sich verändert. Es war sehr bleich geworden, so daß es scheinen konnte, als erschrecke das Leben ihn mehr als der Tod. Und während er Stück für Stück seiner Kleidung mit der des Hauptmanns tauschte, wobei jede seiner Bewegungen überlegt und ohne Hast blieb, wichen seine Augen nicht von dem lächelnden Gesicht seines Retters und hingen an der zugeschlossenen Fläche wie eine tastende und dann immer tiefer sich einbohrende Frage.

Zuletzt empfing er Brille und Stahlhelm, und dann schlug der Hauptmann sorglich den Kragen des Umhangs hoch und führte den Gefangenen bis an die Treppe.

Das Licht fiel hier nur als ein matter Schein über die feuchten Steine und lag als ein bedeutsamer Glanz über den Stufen, die ins Leben führten.

„Geh!“ flüsterte der Hauptmann. „Und ... dir geschehe, wie du geglaubt hast ... ein Schimmer ist auch auf mich gefallen ... ich danke dir.“

Der Gefangene lehnte sich an die Mauer, und es sah aus, als habe er nun Mühe, aufrechtzustehen.

„Weshalb tun Sie das?“ fragte er.

„Daß die neuen Eimer schöpfen können“, erwiderte der Hauptmann. „Nur der Glaube verdient zu leben, das Gefäß, vergiß es nicht.“

Sie reichten einander die Hände, und dann blieb der Hauptmann allein. Das war die Tür ... nun der Flur ... die Absätze des Postens schlugen zusammen ... zwei menschliche Füße, aber das Schicksal hing an ihnen ... Schweigen, Schweigen, das sich über den Keller warf, das Haus, die Erde ... und dann die Hufe des Pferdes, langsame, müde Hufe ... Eisen, das an einen Stein schlug ... die Straße ... die Freiheit ... die Erlösung ...

Der Hauptmann kehrte auf das Strohlager zurück. Er löschte das Licht und lag dann mit auf der Brust gefalteten Händen. Es würde nicht leicht sein: das Kriegsgericht ... wahrscheinlich würden die Ärzte ihn für gestört erklären ...

Schande, Achtung, Ausstoßung ... der Vater, die Geschwister ... aber einmal würde es zu Ende sein, und man konnte ein Bergmann werden, ein Bauer, auslöschen, noch einmal anfangen.

Er war eingeschlafen, als man ihn vom Lager riß. Stahlhelme, Gewehrläufe, harte Gesichter. Seine Augen ohne Brille sahen nur einen böse flimmernden Schein. Er erwachte schnell. Es fröstelte ihn etwas. „Ich möchte vor den Offizier geführt werden“, sagte er leise, „ich bin Major von Coden.“

„Hier ist einer übergeschnappt“, erwiderte eine heisere Stimme. „Paßt auf, daß er nicht zu toben anfängt.“

Man stieß ihn die Kellertreppe hinauf und auf den Hof. Dämmerung stand weiß um die Giebel, und über den Feldern stieg eine unsichtbare Lerche bis unter die verblassenden Sterne. Geschüßfeuer dröhnte, und zerrissene Fesseln des Maschinengewehrfeuers schlugen wie Peitschen um die Dächer.

Der Hauptmann sah den Offizier, ein junges, mühsam zusammengehaltenes Gesicht. Seine rechte Hand im Handschuh wies auf die Mauer eines Stalles.

„Ich bin Major von Coden“, sagte der Hauptmann. „Ich möchte zu Protokoll geben, daß ich heute nacht einen Gefangenen befreit habe.“

Der Leutnant sah ihn an, ohne ihn zu verstehen. Der Zug stockte, da der Hauptmann nicht vom Platz weichen wollte.

„Vorwärts!“ schrie der Leutnant. „Worauf wartet ihr?“ Ein Kolbenstoß traf den Hauptmann. Er sah sich um, mit nun wirklich verstörten Augen, und sah den Tod. Er begriff. Seine Lippen wurden bleich, und es drängte ihn zu schreien. Aber ein zweiter Stoß traf ihn in die Seite. Er hatte keine Zeit sich zu wehren, denn die Erkenntnis überstürzte ihn wie eine stürzende Wand. Er mußte durch den Staub hindurchsehen, die Ursache, die Absicht, die Offenbarung. Was geschah, war zu begreifen, eine Angelegenheit des Irrtums, der Hast, des Scheines. Aber weshalb es geschah, die Hand, die es geschehen ließ, das mußte begriffen werden. Der Mensch durfte irren, aber Gott durfte nicht irren, durfte nicht spielen.

Und nun verwandelte sich plötzlich sein Gesicht. Ohne Übergang wurde es ein stilles, klares, friedvolles Gesicht. Er begriff nicht nur das Seiende, sondern auch das Kommende. Er hatte es nicht gewollt, aber Gott würde es wohl gewollt haben. Er hatte spielen wollen, ein gewagtes aber ein betrügerisches Spiel. Mit der Rechten hatte er den Schaß verstreut, aber in der Linken hatte er den Schlüssel zur Ruhe gehalten. Und nun öffnete Gott die Linke und warf den Schlüssel zur Verstreuung des übrigen. Es war Gerechtigkeit, eine große und harte Gerechtigkeit. Er hatte nur beginnen wollen, aber Gott wollte vollenden ... Sie würden ihm nicht glauben, er hatte nichts, keinen Beweis. Und sie hatten keine Zeit, keine Neigung an Wunder zu glauben. Sie wollten, daß dies fertig sei, das Schwere, Böse, Widerwärtige. Und er selbst, er wollte nicht mehr, daß sie glaubten. „Gottes Wille“, dachte er, „Gottes Wille, daß die alten Eimer zerschlagen werden ... man wird es merken, nachforschen ... sie werden es verheimlichen wollen, aber das kleine Licht meines Todes wird sich nicht verlöschen lassen ... es wird brennen ... der Glaube wird brennen ... der Mensch wird sich am Menschen entzünden ... und er reitet, immer noch reitet er ...“

Er riß die Binde wieder von seinen Augen und sah das weiße Licht der Frühe sich rötlich färben. Er sah die Textstelle des Evangeliums, mit der es begonnen hatte, schwarze, feierliche Buchstaben auf weißem Grunde, und den seltsamen Namen der galiläischen Stadt, in der es sich zugetragen hatte, das Schöne und so Wunderbare, das Kraft gehabt hatte über zweitausend Jahre ...

Und dann sank er vornüber, auf seine klare Stirn, gestützt von den Leichen der anderen, und seine Hände lagen auf dem Gras des Hofes, still und feierlich, wie auf einem Kanzeltuch.

Maria
im Walde.



Gemälde
von
Anton Raufsch.

Der Ursprung des Weihnachtsfestes.

Von Universitätsprofessor Dr. J. M. Verweyen, Bonn.

Geschichte kann das Leben fördern oder hemmen, je nach der Art, wie sie gepflegt wird, je nach der Spannweite ihres Bereiches. In keinem Falle fruchtet totes Wissen um das Vergangene als bloße Gelehrsamkeit dort, wo es die Gestaltung des Lebens gilt. Ja, es sind Fälle aufzeigbar, in denen das geschichtliche Wissen ohne jeden unmittelbaren Belang für die Erfassung der gegebenen Wirklichkeit ist. Für den Menschen der Technik etwa ist es ziemlich nebensächlich, zu wissen, auf welchen Wegen man zu den betreffenden Kenntnissen und ihren Verwertungen gekommen ist. Für den künstlerisch gestimmten Menschen als solchen ist es gleichfalls nebensächlich, zu wissen, aus welchen Quellen das Kunstwerk geflossen ist. Für den religiösen Menschen hat das geschichtliche Erkennen des Ursprunges heiliger Schriften und Gebräuche kein unmittelbares Lebensinteresse. Ja, es ist in diesem Falle wie auch sonst geradezu ein umgekehrtes Verhältnis möglich zwischen der Fülle des geschichtlichen Wissens um solche Dinge und der Tiefe religiösen Lebens.

Von solchen allgemeinen Gesichtspunkten aus fällt Licht auf die besondere Frage nach dem Ursprung der Feste. Wer auf den gewordenen, in der jetzigen Entwicklungsphase vorgefundenen Inhalt irgendeines Festes blickt, kann durch ihn unmittelbar in seinem Innern höchste Verlebendigung erfahren, ohne sich weiter um die Frage zu bemühen, wie dieser Inhalt geschichtlich zu erklären ist. Aber es ist auch der Fall möglich, daß durch die Erkenntnis der geschichtlichen Voraus-

setzungen eines Festes das Erlebnis seines Inhaltes verbreitert und vertieft wird.

Die Idee des Weihnachtsfestes als des Festes der Güte und der schenkenden Tugend kann ganz losgelöst von der Betrachtung ihrer geschichtlichen Entstehung und den wechselnden Formen ihrer Auswirkung Gegenstand eines tiefen Erlebens sein. Aber zugleich vermag auch die Frage nach dem Ursprung eines solchen Festes seinen Inhalt reicher zu gestalten und gleichsam die Musik des Festes vieltöniger werden zu lassen.

Frägt man nach dem Ursprung christlicher Feste, so sieht man sich vor die allgemeine Latsche des äußeren und inneren Zusammenhanges verschiedener Phasen der menschlichen Geistesgeschichte gestellt. Die Entstehung des Christentums, der christlichen Lehren und Gebräuche ist bei aller Betonung ihres Sondercharakters in mehr als einer Hinsicht an allgemeine religionsgeschichtliche Voraussetzungen geknüpft. Auch das Lebensgebiet der Religionen birgt Grundmotive, die im Wechsel der Zeiten verschiedene Ausprägung annehmen; es ist erfüllt von Urmelodien, die je nach den Zeiten und Zonen in verschiedenen Variationen erklingen. In dieser Hinsicht sind auch Heidentum und Christentum bei aller Verschiedenheit im einzelnen durch gewisse Übereinstimmungen miteinander verbunden, wie ja auch die Deutung des Alten Testaments im Sinne einer Vorstufe des Neuen üblich ist.

In den ältesten Tagen des Christentums fiel das Weihnachtsfest am 6. Januar zusammen mit dem Fest der „Erscheinung des Herrn“, Epiphania genannt. Erst seit der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts wurde es auf den seitdem beibehaltenen Tag, den 25. Dezember, verlegt. Schon der Kirchenvater Augustinus sagte, Christus sei an diesem Tage geboren worden, weil das der Weisheit Gottes als der geeignetste Tag erschienen sei. Dieser Tag hatte schon für das römische Heidentum sinnbildliche Bedeutung. Es war der Tag des tiefsten Sonnenstandes, der Tag der Sonnenwende, als solcher der Geburtstag des Sonnengottes, der Dies natalis invicti. Bereits die Sonnengötter des Orients wurden „unbesiegbar“ genannt. So war es eine geschickte Anknüpfung an die an diesem Tage bereits bestehende heidnisch-religiöse Feierstimmung, wenn die Kirche das Fest der Geburt Christi auf denselben Tag verlegte, der im römischen Festverzeichnis von 354 sich zum ersten Male erwähnt findet. Einen um so günstigeren Boden fand diese Verlegung, als der aus dem Orient in das Abendland eingedrungene Kult des Sonnengottes sich hier nicht nur mit dem römischen Kaiserkult verbunden hatte, sondern auch die in Persien beheimatete Verehrung des Sonnengottes Mithras durch römische Soldaten und Kaufleute weite Verbreitung gefunden hatte.

Jul lautet eine in nordischen Ländern noch heute übliche Bezeichnung für Weihnachten. Das gleichfalls Ende Dezember und Anfang Januar zwölf Tage gefeierte Julfest (Jul ist der altnordische Name für Jubeltag) war das Hauptfest der Germanen, ursprünglich den Seelen der Verstorbenen geweiht, die nach dem germanischen Volksglauben an diesem winterlichen Tage ihren Umzug hielten und an den Gelagen teilnahmen. Man zündete Julfeuer an und opferte einen tannengeschmückten Eber, an welchen Brauch noch heute der in manchen Gegenden, wie Schweden und Pommern, in den Festtuchen eingebackene Eberkopf erinnert. Julklapp ist die Bezeichnung für das mit lautem Knall in das Haus geworfene Weihnachtsgeschenk.

„Das Licht nimmt zu“ (auxit phos), lautet der Ruf an den heidnischen Sonnenfesten. Er hallt wider in dem christlichen Weihnachtsfest, das in seiner besonderen Weise die Geburt Christi als das „Licht der Welt“ feiert. Oberflächliche Betrachtung könnte hier wie in ähnlichen Fällen geneigt sein, um der Ähnlichkeiten, Abhängigkeiten, Parallelen willen die Besonderheiten des Gewordenen zu übersehen und geltend machen, im „Grunde“ sei das christliche Weihnachtsfest nichts anderes als das heidnische Sonnenwendfest. Schon der weitblickende heilige Augustinus hat im 5. Jahrhundert solchen, nicht erst aus der neueren vergleichenden religionsgeschichtlichen Forschung stammenden Einwand von dem Manichäer Faustus vernommen: „Ihr Christen begeht ja die heidnischen Neujahrs- und Sonnenwendfeste!“, aber jener Kirchenvater gab die für die metaphysisch-christliche Heilandslehre typische Antwort: „Der, den wir feiern, ist mehr als die Sonne!“

Zahlreich sind die Gebräuche und festlichen Einzelformen, die sich um das Weihnachtsfest gerankt haben. Wiederum weist eine Sitte wie die der Bescherung auf das antike Heidentum zurück, bei dem das gegenseitige Beschenken an der Schwelle des neuen Jahres üblich war. Die Römer pflegten am Neujahrstage einen mit den verschiedensten Genüssen

beladenen Tisch, die sogenannte tabula fortunae, aufzustellen und mit Tannenzweigen zu zieren, eine Sitte, die den späteren, mit dem Weihnachtsfest so eng verbundenen Tannenbaum vorwegnahm. Der erste mit Äpfeln, Papierrosen und Knistergold behangene Tannenbaum wird aus dem Jahre 1605 von Strassburg überliefert. Die Lichter am Weihnachtsbaum finden erst 1757 Erwähnung. Mitte der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts soll in katholischen Gegenden Westfalens die Sitte des Weihnachtsbaumes noch unbekannt gewesen sein.

Weihnachtsspiele, auch Krippenspiele genannt, bilden einen wichtigen Bestandteil in den mittelalterlichen geistlichen Spielen, die sich aus dem kirchlichen Festgottesdienst entwickelten. Sie stellten die anbetenden Hirten dar, die Weisen aus dem Morgenlande sowie die Propheten, die Christi Geburt voraus verkündeten. Die erste Krippendarstellung findet sich in der nachkonstantinischen Zeit auf Sarkophagen und in einem Fresko der Katakomben des heiligen Sebastian. Häufig ändert sich das Krippenmotiv, wie ein Vergleich Fra Angelicos und Botticellis, Holbeins und Correggios zeigt. Die Aufstellung der ersten Weihnachtsskrippe ist ge-

knüpft an den Namen des heiligen Franziskus von Assisi. Die von ihm veranstaltete erste Krippenfeier in Greccio hatte nach dem Bericht des ältesten Biographen den Sinn, das in vielen Herzen der Vergessenheit anheimgefallene Christuskind zu neuem Leben zu erwecken und für alle Zeiten der Erinnerung einzuprägen.

In die zarte Musik des tönenden Schweigens, das den Betrachter des Weihnachtsmysteriums umfängt, mischen sich liebliche Weihnachtslieder, die zu den ältesten Stücken christlicher Jugenderinnerung zählen, und die gleiche Schlichtheit und Schönheit aufweisen wie jene, die der Lehrer und Organist Franz Xaver Gruber

findet zu den von dem Vikar Josef Mohr gedichteten Strophen der „Stillen, heiligen Nacht“, deren trauende Weise in der einfachen Kirche von Oberndorf bei Salzburg Weihnachten 1818 zum erstenmal erklang. Auch neuere und neueste Liedervertoner fanden in der Weihnachtsidee einen würdigen Gegenstand und bereicherten die festlichen Klänge in wirkungsvoller Weise, wie das Beispiel von Regers „Mariä Wiegenlied“ in seiner Weise bezeugen mag.

Die ganze bisherige Betrachtung galt der Frage nach dem Ursprung des Weihnachtsfestes im geschichtlichen, darum zeitlichen Sinne. Aber es ist angezeigt, zum Schlusse noch an eine andere, schließlich weit wichtigere Frage nach dem Ursprung unseres Festes zu denken. Statt langer Ausführungen sei der Sinn dieser Fragestellung vermittelt durch die Erinnerung an ein schönes Wort des Mystikers Angelus Silesius: „Wird Christus tausendmal in Bethlehem geboren, doch nicht in dir — du gehst doch ewiglich verloren.“ Die „Geburt Gottes in uns“, wie es der Kölner Meister Eckart vor sechshundert Jahren schon auszudrücken liebte, ist der über alle Geschichte und Zeitlichkeit hinausragende, tiefste Ideengehalt des Weihnachtsfestes. Dem Christusgeiste dienender Hilfsbereitschaft in unserem eigenen tiefsten Wesen eine Geburtsstätte zu bereiten ist die Aufgabe, die von der Idee des Weihnachtsfestes uns gewiesen ist. Die auf diesem Grunde wohnende verborgene Sehnsucht des Menschengesistes nach diesem Christusgeiste ist die letzte Antwort auf die Frage nach dem Ursprung des Weihnachtsfestes.

Advent.

*Wir kommen alle aus der Welt
Und gehen über Gottes Feld.*

*Wir gehn allein, zu zweit, zu dritt.
Die Zeit ist groß — die Zeit geht mit.*

*Wir gehn als Dorf, als Stadt, als Land.
Der Engel leuchtet mit der Hand.*

*Und gehn als Völker, weh getrennt,
In Gottes ewigen Advent.*

Alfred Brust.



Zeichnung von H. von Falkenhausen.

Jurggesellen-Weihnacht.

Weißt du noch?

Weißt du noch, wie du als Kind
Diesen einen Tag durchlebstest?
Wie an ihm du wie auf Wolken
Über allem Leben schwebtest?
Spürst du noch, wie deine Augen
Tiefstes Dunkel klar durchdrangen?
Weißt du noch, wie deine Lippen
Unaufhörlich Lieder sangen?
Fühlst du noch die kleinen Füße,
Wie sie ungeduldig harreten?
Siehst du vor der Tür der Türe
Dich noch warten?

Hörst du noch den feinen Klang,
Den die Klingel einst gesungen,
Als die Tür sich endlich auf tat
Für das Mädel, für den Jungen?
Siehst du dich nicht heut noch stehen
Auf der Weihnachtsstube Schwelle,
Wie verzaubert von der Schönheit,
Wie gebannt von ihrer Helle?
Bis auf einmal deine Träume
In den Gaben dir erstanden!
Weißt du noch, wie Traum und Wachen
Sich da fanden?

Welch ein Fest und welch ein Glück!
Liebe ging durch alle Räume
Und erfüllte alle Tage
Und erfüllte alle Träume.
Auf den Lippen Weihnachtslieder,
In den Herzen Christnachtsegen
Gingst als Kind du mit den Deinen
Auf der Weihnacht Wunderwegen;
Spürtest, wenn die letzten Kerzen
Mit dem Christbaum längst entschwunden,
Noch den himmlisch-reinen Zauber
Dieser Stunden!

Weißt du noch, wie du als Kind
Kind sein durftest bei den Deinen?
Kind sein dürfen ist heut viel,
Will sich mit der Zeit nicht einen.
Und doch brauchen Kinder Freude,
Brauchen ihre Seligkeiten,
Um den Schatz einst mitzunehmen
In die freudearmen Zeiten!
Weißt du noch, wie du? — Du weißt's ja!
Draußen harren sie der Gaben —
Laß sie ein, daß sie wie du einst
Weihnacht haben!

H. M. Heidrich.



Linden-Verlag, München.

Holzchnitt von Hanns Anker.

Vereinsamt.

*Die Krähen schrei'n
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnei'n —
Wohl dem, der jetzt noch — Heimat hat!*

*Nun stehst du starr,
Schaust rückwärts; ach, wie lange schon!
Was bist du, Narr,
Vor Winters in die Welt — entfloh'n?*

*Die Welt — ein Tor
Zu tausend Wüsten stumm und kalt!
Wer das verlor,
Was du verlorst, macht nirgends halt.*

*Nun stehst du bleich,
Zur Winterwanderschaft verflucht,
Dem Rauche gleich,
Der stets nach kältern Himmeln sucht.*

*Flieg, Vogel, schnarr'
Dein Lied im Wüstenvogelton! —
Versteck', du Narr,
Dein blutend Herz in Eis und Hohn!*

*Die Krähen schrei'n
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnei'n,
Weh dem, der keine Heimat hat!*

Friedrich Nietzsche.



Bavaria-Verlag, München-Gauting.

Feldarbeit.

Radierung von Georg Hänzel.

Die von der Scholle.

Von Erich Friedrich Blunck

Mit sieben Bildern von Erich Reklaff.

Wenn man die Bilder flüchtender Russlanddeutscher anschaut, wenn man den Balkan bereist und plötzlich auf die Dörfer schwäbischer Siedler trifft, die sich an Theis, Drau oder Donau erheben, oder wenn man durch die Bergtäler deutscher Bauern in Südamerika wandert, so begegnet man immer wieder Menschen, die einander ähnlich sind, auch wenn die Landschaft an ihnen in ein oder zwei oder drei Jahrhunderten mancherlei örtlich Besonderes ausprägte. Immer ist es der gleiche deutsche Bauer, der sich auf der Suche nach Land aus seinen Tälern erhoben hat und entweder die Meere überfuhr oder bis nach Bessarabien, bis zur Wolga, bis nach Persien, ja bis ins fernste Sibirien wanderte, um den Acker zu finden, auf dem er und seine Kinder Brot bauen könnten.

Eine ewige Völkerwanderung ist es, die aus diesem Deutschland ausströmt und sich seit zwei Jahrtausenden in die Welt entfaltet. Und immer, wo wir auf ihre Spuren treffen, ist es der gleiche Mensch, der als ruheloser, ruhesuchender

Wanderer an uns vorüberpilgert, nach dem Pflug spähend. Deutscher Bauer ist es, der die Hochebenen Brasiliens, die Prärien und die Steppen Sibiriens aufbrach, den wir erkennen, wenn er uns mit seinem Blick streift und weiterschreitet, weil er von seiner Qual und Unruhe einiges in uns haften ließ.

Von ihm und vom dörflichen Handwerker will das Buch, dem die nachfolgenden Bilder entnommen sind, Kunde geben. Aber es forscht an der Quelle, es sucht die, welche noch in der Heimat leben, in jenem rätselhaften Land, das immer und immer wieder die Ströme seines Volkes in die Welt entsendet.

Man sagt, daß im Lärm der Großstädte und im Kampf um die Erhaltung europäischer Zivilisation die Gesichter der Menschen sich heute einander zu ähneln beginnen, daß ihnen Jugend und Alter gleichsam im Voraus geprägt werden, und daß die innere Freiheit im Antlitz von heute fehle. Etwas Maskenhaftes sei dem Menschen von heute eingeworden — er erneuere sich nicht mehr aus dem reinen Bild der Seele, weil der Mann das Bewußtsein seiner Stellung, nein, seines Auftrags, zwischen Gott und Erde zu stehen, verloren habe.

Ich glaube, wer das Bild des deutschen Bauern und bäuerlichen Handwerkers ansieht, braucht darum keine Sorgen zu haben. Mag der Vorwurf sich auf gewisse Gruppen eiförmig arbeitender Menschen beziehen, mag er sich auf die

* Mit freundlicher Genehmigung des Verlages der Deuerlichen Buchhandlung, Göttingen sind Text und Bilder dem soeben erschienenen Bildbuch „Die von der Scholle“, 36 photographische Bildnisse bodenständiger Menschen von Erich Reklaff, entnommen. Der Band stellt die erste Folge eines Sammelwerkes „Deutsche Menschen“ dar. Der Preis (kart. 3,50 RM.) ist, gemessen an Inhalt und an der Ausstattung, als verbildlich niedrig zu bezeichnen (vgl. die Berechnung auf Seite 575).

Streber, Nachläufer und Rußnießer einer hochkapitalistischen Zeit erstrecken, er trifft nicht diese bauerlichen Menschen, von denen jeder für sich über ein Reich im Kleinen regiert und hier noch von der Saat bis zur Ernte, von der Geburt bis zum Tode, vom Keim bis zum Sturz des Fruchtbaumes seine Welt fügt, bestimmt und erlebt. Und weil heute eine große Neusiedlung auch im Reich bevorsteht und bevorstehen muß, wenn wir als Volk nicht zusammenbrechen wollen, haben wir uns um jenen Verfall des Menschenangesichts in den anderen Volksschichten keine Sorgen zu machen. Solange der Bauer lebt und immer wieder von unten her der Saft unseres Volkes nach oben steigt, solange der Dichter, der zum Himmel greift, aus seiner Landschaft wächst, brauchen wir keine Warnungszeichen menschlichen Untergangs an die Wand zu schreiben. Nur um das eine sollen wir uns mühen: daß der Bauer bleibe und Mehrer und Urgrund des Volkes sei, aus dem das andere sich schichtet.

Klingt das Wort zu hochtrabend? Ach, ich weiß nur zu gut, wie sehr auch in ihm das Böse neben dem Guten steht, wie der Eigensinn, die Kleinlichkeit, der karge Sinn und die Prahlucht, Neid und Mißgunst im Dorf wie in den Städten leben. Aber wir wissen auch, daß die stärkere Freiheit bei diesen Gefährten gedeiht, daß hier die Aufgabe Gottes, zu säen und zu ernten, noch als Auftrag erfaßt wird, wenn sie auch nur ein kleines Herrntum über eine Scholle Erde gibt.

Das andere aber, was wir einheitlich an allen Gesichtern sehen, ist, daß es doch ein deutsches Gesicht gibt, welches sich auch nach den Wandlungen eines Jahrhunderts so leicht nicht verliert. Ich meine hier nicht das Bild vorwiegender Rasseigenschaften, das wir beim deutschen Bauern finden möchten — obwohl auch sie stark mitsprechen —, ich meine hauptsächlich jene Ähnlichkeit der Züge, die vielleicht aus dem gemeinsamen Erlebnis der Sprache herrührt, vielleicht aus einer Gemeinsamkeit, die trotz der Zerteilung Deutschlands auch im Glauben noch immer besteht, und die man bisher vergeblich zu ergründen und zu erklären versuchte. Zugegeben, daß es oft Züge sind, die, anders verteilt, auch im englischen, französischen und im südslawischen Menschen ruhen. Dennoch gibt es im Antlitz all dieser Menschen Gebärden, die wir im Guten und Bösen nun einmal deutsch nennen, die sich mit Worten nicht deuten lassen, und die wir doch oft so klar erkennen, daß wir in der Fremde geradeswegs auf den Bauern und Landmann zugehen, ohne ein Wort von ihm gehört zu haben, und wissen: hier ist ein Spiegelbild, hier ist ein Teil deines Wesens. Ich glaube aber, daß jener rätselhafte Zug nicht aus den uniformierten Gesichtern der großen Werkstätten der Wirtschaft kommt, sondern daß er vom Bauern her sich zu uns vererbte, und daß es sein Antlitz ist, das wir noch Geschlechter hindurch wieder erkennen.

Etwas von solcher uns eigenen Prägung dieses deutschen Menschen — denn es ist keine Einheitlichkeit, sondern eine vielfältige Einheit von Formen, die wir als deutsch bezeichnen — versuchen diese Bilder einzufangen.

Schwer ist es, aus den wenigen Bildern, die solch ein Buch umfassen kann, noch das Wesentliche der einzelnen Stämme aufzuzeigen. Gewiß haben sie untereinander deutliche Unterschiede — ich sagte oben schon: erst die Vielheit der Gebärden ergibt die Einheit des deutschen Gesichts —, und diese Unterschiede sind ein Reichtum unseres Volkes, sei es auch nur, daß wir uns im Alltag an Formen des Hausbaues, der Trachten und der Redewendungen ergötzen.

Da ist der Schwabe, der einst an der Eider zwischen Schleswig und Holstein saß und dessen Züge wir auch an den Namen über die Mark Brandenburg bis nach Nordspanien verfolgen können, der aber so stark wie wenige seine Eigenart im Südwesten des Reiches entwickeln durfte. Welche prachtvolle Kraft steckt im Bild der Frau aus Schwaben, die, obschon ergrauend, vom Leben noch nichts aufgegeben hat. Herrschafts-

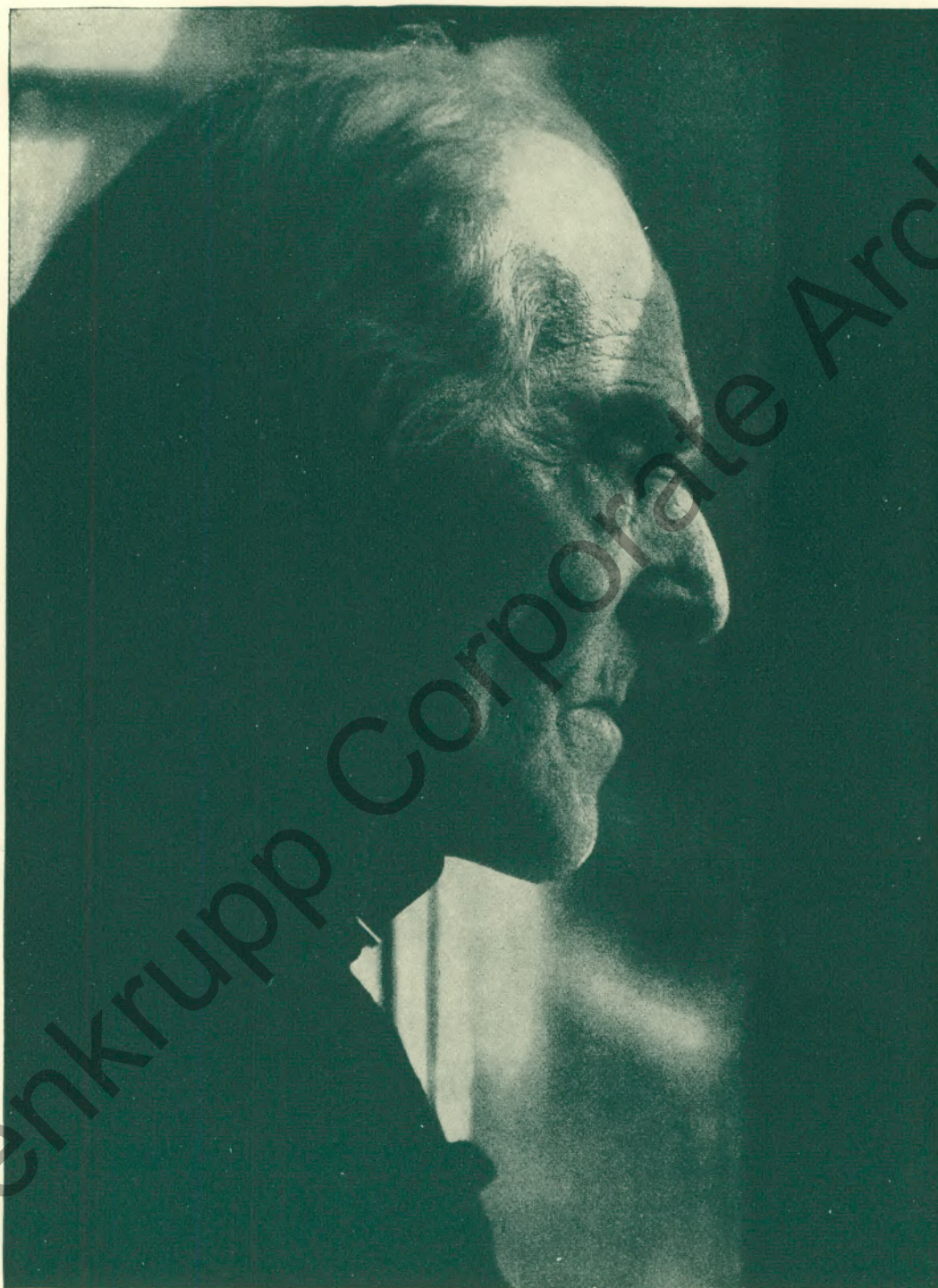
wille, Stärke und Mütterlichkeit sprechen aus ihren Augen; ein Mensch ist's, der immer zum Angriff bereit ist und fähig wäre, ein Dorf von Männern zu führen. Ein anderes: der alte Bauer von der Alb, dessen Gesicht so verschlagen wie gütig ist; oder jenes vom rattenstumpfen Schwabenhkopf, den man unter den Ostschwaben Ungarns und Jugoslawiens so häufig trifft, und der scharfgezeichnet, verkniffen und grübelnd ausschaut, wie er sich, und zwar vor allem sich selbst, durchsetzen soll.

Prächtig sind die Bilder der hessischen Landleute; ich mache auf den träumenden Gestaltungswunsch im Gesicht des Handwebers aufmerksam. Schön ist der Kopf des Müllers, der vom Lichtbildner entdeckt und nicht etwa auf Capri oder der Insel Marken für den Fremdenverkehr gezüchtet wurde. Wie prächtig ist auch das Marktbild aus Marburg.

Ich sagte vorhin, man könnte die Stämme des westlichen Deutschlands, die in mancher Hinsicht eine Gruppe für sich bilden, verschieden zeichnen und voneinander abheben. Das gilt besonders für den Niedersachsen, der sich schon im Körpermaß unterscheidet — man mißt ihn durchschnittlich einen halben Kopf länger als die übrigen Deutschen. Auch seine Hausbauformen sind deutlich abgehoben, und geschichtlich hat er den engeren Zusammenhang mit der Frühzeit durch die freien Städte und die Bauernrepubliken erhalten. Dennoch ist dieser Stamm in sich wieder so mannigfaltig! Da ist das westfälische Bauerntum, aus dem ein Justus Möser erwuchs, der dem Deutschen seinen „Sturm und Drang“ und noch dem Freiherrn vom Stein das Selbstbewußtsein eigenen Volkstums schenkte. Ganz anders geartet ist das Bauerntum der Heide und der Seefahrer der Küste. Der Heidjer blickt auch auf dem Bild dieses Buches verschmimt in die Welt, als habe er eben dem lieben Gott das Geheimnis der Schöpfung abgelauscht. Der von der Wasserkante aber hat das Blut der See in sich, auch wenn er das Amt des Totengräbers erfüllt. Ja, der Bauer der Küste horcht, auch wenn er den Boden pflügt und Deiche baut, noch immer mit einem Ohr auf den Meerwind, immer kämpft er mit seinen Träumen von reichem Fischfang und Schätzen jenseits der See; immer drängt es ihn von innen nach draußen, wie es den Niedersachsen von Uraufgang an auf die Planken getrieben hat.

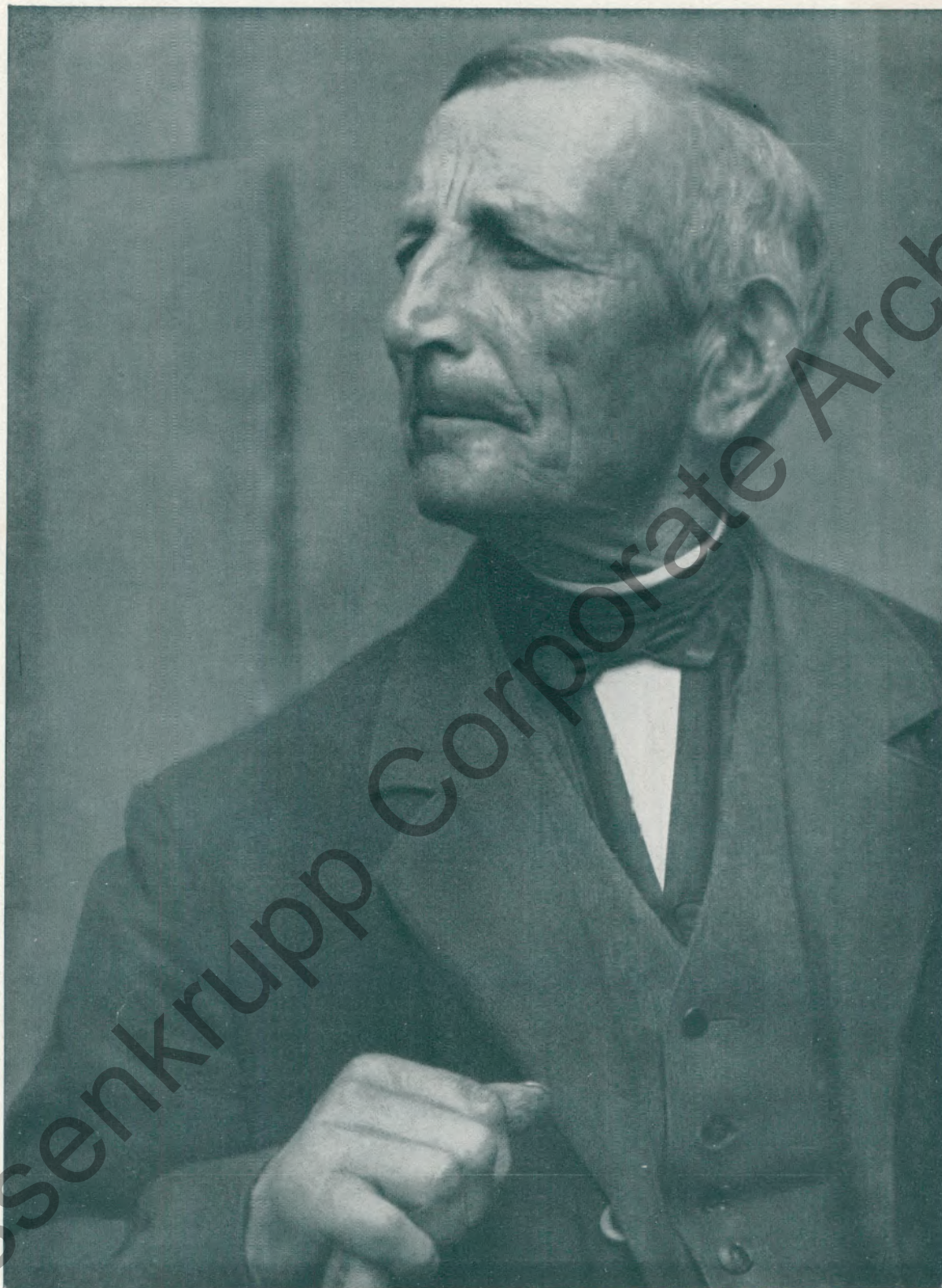
Das britannische Reich, Nordamerika und die afrikanische Küste waren seine Beute, während sein Bruder, der Schwabe, über Land bis Turkestan zog. Und immer noch bleibt das Verlangen nach der See im Bauern Niedersachsens wach, immer steht er bereit, es nochmals gegen die Stürme zu wagen, und immer wird auch aus dieser Landschaft wieder ein Volk aufwachsen, das Erde und Wasser bis in die fernsten Erdteile pflügt.

Wir wissen nicht, was die Zukunft Deutschland bringen wird, wir wissen nur von unserem Glauben. Aber was wir schon heute erkennen, ist dieses: daß die Zeit der großen Städte sich in ganz Europa dem Ende zuneigt, und daß die Not sie einschränken heißt. Unsere Städte sind deutsches Volkstum, wie wir es alle sind. Aber sie sind nicht der Mutterboden, aus dem es weiterwächst. In fünf oder zehn Geschlechtern ergänzt sich die Stadt aus dem Zugzug von draußen, so wie sich der menschliche Leib in sieben Wochen in seinen Zellen erneuert. Das Volk, das in hundert Jahren Deutschland sein wird, wächst heute draußen auf den Höfen. Seht diese Bilder an und wisset: das sind wir, so werden wir sein. Und dann denkt einmal zurück und wisset auch: hier sind die Menschen, die gleichen Menschen, aus denen unser Volk aufstand zu den Völkerwanderungen, zu den Kriegen und Landknechtszügen des Mittelalters, zu den Wanderungen der neuen Zeit und zu den Städtebauern der Gegenwart. Alles andere vergeht. Der Bauer bleibt. Volk ist er, wie es war, deutsches Volk, wie es sein wird.



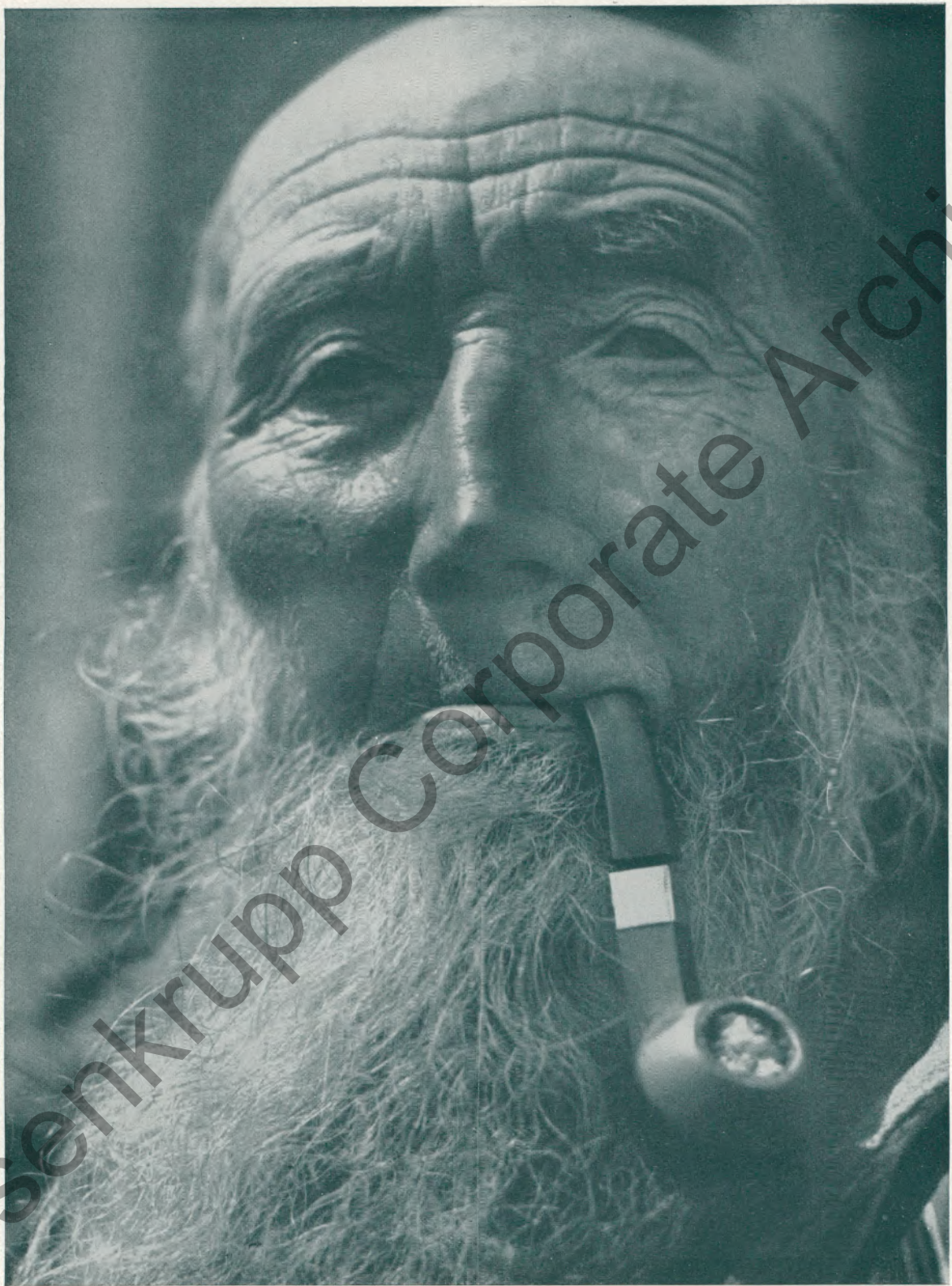
Aus Neglaff: „Die von der Echolle“.

Hefischer Müller.



Heidebauer

Lichtbild: Erich Rehlaff.



Älter Frieze.

Lichtbild: Erich Renklaff.



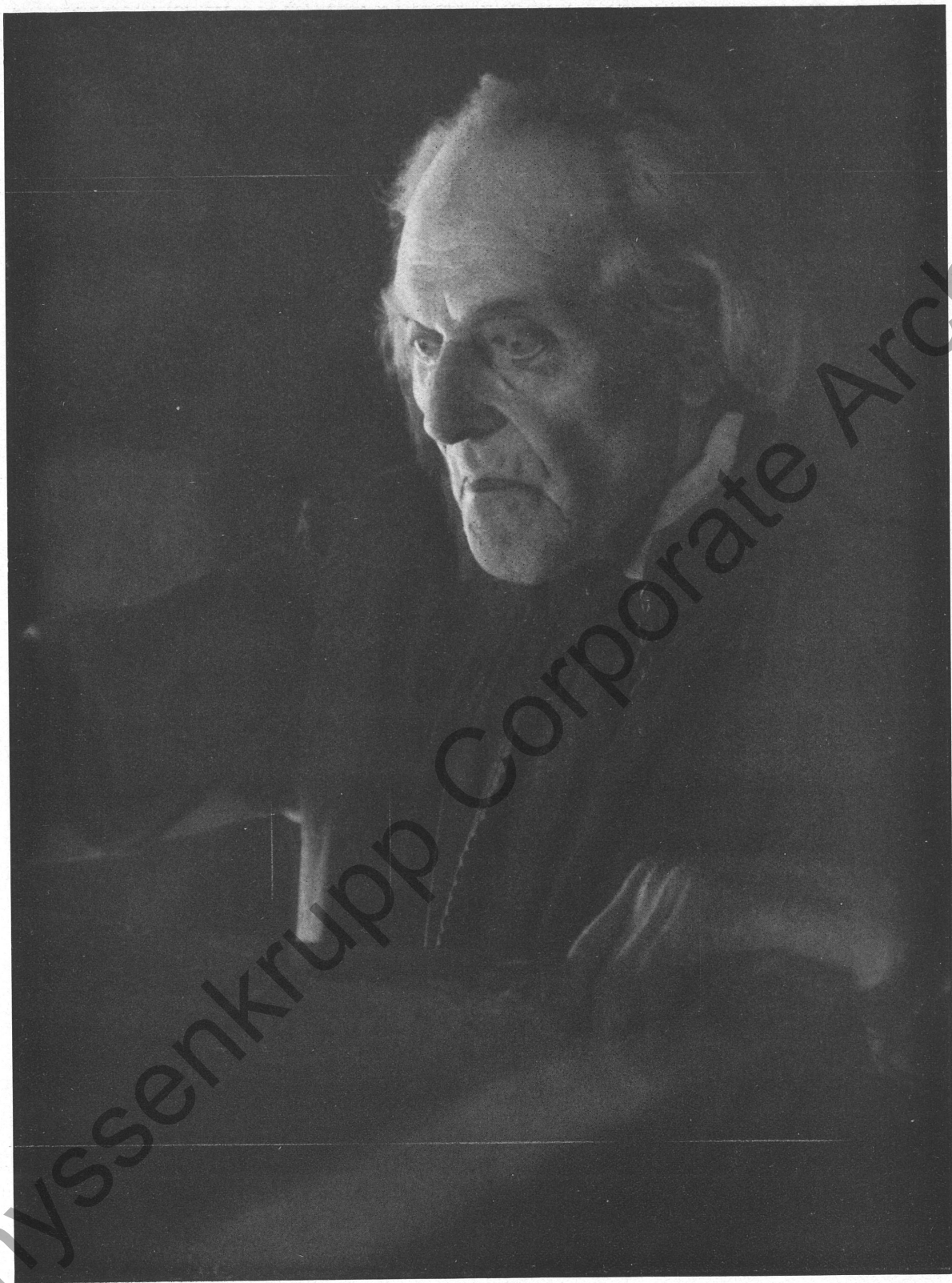
Junger Fischer.

Lichtbild: Erich Rehlaff.



Handweber aus Hessen.

Lichtbild: Erich Rehlaff.



Hessischer Müller.

Lichtbild: Erich Reylaff.



Marktag in Marburg.

Lichtbild: Erich Rehlaff.

Die
Dorfkirche.



Holzchnitt
von
Ernst Jansen.

Christian, der Landstreicher.

Fünf Ausschnitte aus einem Roman
von Karl Heinrich Waggerl*.

Ach, es ist nicht mehr diese Welt, nicht mehr Staub und Mühseligkeit, wenn in einer stillen Nacht der Mond aufsteigt, im Herbst. Man sitzt irgendwo am Waldrand unter den Bäumen, nun liegt die Erde tief unten hingebreitet im Glanz des aufgebrochenen Himmels. Man ist allein und man hat ein Herz, das schlägt, ein närrisches Herz in der Brust.

Auch Christian sitzt da so im Dunkel der Fichten. Er ist vom Berge herabgekommen, unter Tags lag er im warmen Heidekraut, und jetzt wartet er hier, bis die Nacht alle Welt zur Ruhe gebracht hat, das Dorf und die nahen Gehöfte.

Christian ist den ganzen Sommer hindurch unterwegs gewesen, er hat keine Heimat, keinen Ort, wo er für immer bleiben möchte, Gott bewahre ihn vor Haus und Kammer. Nachts schläft er an den Zäunen oder im Heu, und tagsüber bettelt er bei den Bauern, bettelt und wandert wieder, so treibt es der alte Mann. Einmal war Christian jung, einmal war wohl etwas anders in seinem Leben. Aber es ist lange her. Jetzt geht er durch die Welt und lebt von dem, was sich so findet; o ja, ein wenig Brot findet sich immer, eine Handvoll Zwiebeln für den nächsten Tag. Genug, um still im Heidekraut zu liegen, in der behaglichen Wärme des Moores, und oben rauscht der ziehende Wind durch die

Wipfel, hoch über dem heimatlosen Mann. Käfer laufen über sein Gesicht, Samen kommen von irgendwoher angeschwebt und betten sich in seine hohle Hand, und zuweilen summt eine Hummel lange um seinen duftenden Bart. Christian sieht den Tag auslöschen und den Mond aufgehen, den großen trächtigen Mond, und alles ist gut.

Christian ist ein Kind. Ein Riese mit wehenden grauen Haaren, aber dennoch ein Kind. Er sieht die Menschen kommen und wieder auslöschen, Tiere und Kräuter, als ein ruheloser Wanderer zwischen den beiden Toren der Ewigkeit.

Oh, Christian ist nicht ganz unerfahren, so leicht gelingt es keineswegs, ihm etwas weiszumachen. Er hat zum Beispiel eben freundschaftlich mit Gott geredet, das tut er zuweilen und richtet aus seiner Demut und Nichtigkeit ein Wort an den Herrn. Gott aber hat wiederum seinen Spaß mit ihm. Er läßt ihm den Mond vor die Füße fallen, und Christian fischt ihn leibhaftig aus dem Bachwasser, in Gestalt eines schneeweißen Suppentellers, wenn ihr das glauben wollt. Und ein anderes Mal geschieht es, daß Christian plötzlich drei Schatten hat. Dann dreht er sich wie wahnsinnig im Kreise und kann dennoch diese zwei überzähligen Schatten nicht loswerden, und das begibt sich mitten auf dem Dorfplatz, in schlafender Nacht ...

* „Schweres Blut“, Roman von Karl Heinrich Waggerl. Insel-Verlag, Leipzig 1931. 302 Seiten in Ganzleinen.

*

Aber zu anderen Zeiten nimmt Gott einmal die Hand von Christians Augen und läßt ihn sein Geheimnis sehen, nur ein paar Atemzüge lang. Christian sieht dann, wie es sich mit den Worten verhält. „Das begreifst du nicht, mein Freund“, sagt er. „Du verstehst nicht, wie schwierig und seltsam diese Sache ist.“

Da hat Gott nämlich in jede Menschenseele ein bestimmtes Wort gelegt, einen einzigen guten und wahren Gedanken, und dieses Wort soll dereinst in die Waage fallen, wenn er ihn richtet. Aber nun geht der Mensch mit diesem Wort in seiner Seele in der Welt umher. Er ist nur ein Viehtreiber oder ein Mann, der zeitlebens bloß so unterwegs ist, ein Landstreicher also. Und auch sein Wort ist ganz einfach: „Laß es gut sein!“ vielleicht, oder „Verzeihe mir!“

*

Er lebt jedenfalls und nimmt seine Jahre hin. Allein nun zeigt es sich bald, daß er gerade dieses Wort nicht sagen kann. Es ist ihm unmöglich, verstehst du. Einmal liebt er in seiner Jugend ein Mädchen, das Hanna heißt. Er spricht mit ihr beim Kirchgang, und später nimmt er dieses Mädchen auch zum Tanz und ist ein ganz verteuftelt flotter Kerl dabei, weil ihre Augen so brennen und weil sie so schwer an seiner Schulter liegt. Der Mann hat tausend Worte für das Mädchen, „laß den Kiesel offen“, sagt er, und „immer“ und „ewig“, oh, viele schöne Worte. — Und dann hat er also endlich seinen Willen, und auch das Unglück kommt nicht zu spät. Aber der Mann ist schon weit fort um diese Zeit.

Nun müßte er ja eigentlich umkehren, es wäre noch früh genug, denn auch das Mädchen ist eben heimgekommen, es mußte gottlob nicht alle seine Jahre im Gefängnis sitzen. Da wartet es jetzt mit seinen brennenden Augen. Und der Mann kommt wirklich zurück, bleibt eine Weile, würgt an dem Wort. Vielleicht liebt er die Frau schon gar nicht mehr, vielleicht ist er ihrer längst satt geworden. Oder doch, er liebt sie. Steht unter dem Fenster, horcht an der Tür — kann nicht, nein, kann das Wort nicht finden, er geht wieder ...

Christian schweigt eine Weile. Man hört das Brummenwasser plätschern, mitunter weht der Wind den Strahl vom Rohr, und dann ist die Stille fühlbar wie ein Griff ans Herz. Der Hund hat sich zusammengerollt, er schläft da friedlich auf der Lende.

„Ja, schlafe du nur“, sagt Christian, „es ist eine lächerliche Geschichte. Dieser Mann läuft nun in der Welt herum, er ist ein kluger Mann, er hat die Worte zu Tausenden in seinem Kopf. Wir sind alle kluge Köpfe, wir haben das Pulver erfunden. Aber es könnte trotzdem sein, daß sich der Teufel nicht darum kümmert. Ja, das wäre nicht unmöglich, wenn man alles zusammen nimmt. Der Mann hat Freunde, aber sie bleiben nicht. Er hat andere Frauen, auch sie verlassen ihn wieder, und zuletzt ist der Mann ganz einsam, sein Bart wird lang und grau, so einsam ist er.“

Eines Tages aber trifft ihn ein Brief unterwegs, trifft ihn wie ein Pfeil in die Kehle. Es stehen nur ein paar dürftige Worte auf dem verwischten Blatt: „Hättest du“, steht da, und „nur ein einziges Mal!“ — Ja, und jetzt weiß also der Mann plötzlich sein Wort, es brennt ihm auf der Zunge, er läuft zurück, rennt um sein Leben, um das Leben seiner Seele. Kniert hin und gräbt die feuchte Erde auf, den frischen Hügel, und schreit es hundertmal, sein „Verzeihe mir!“

Nichts, es ist zu spät.

Das ist also diese Sache mit den Worten, so hat Gott das eingerichtet. Der Mann muß von neuem unterwegs sein mit seiner Last, niemand mehr nimmt sie ihm ab. Er wird alt, immerfort geht er zwischen den Menschen hin und her, sieht die Angst in ihren Augen, die Verstocktheit, den Übermut. Rette dich! sagt er dem fremden Menschen. Aber der fremde Mensch lacht nur dazu, das hilft ihm nicht, so ein „Verzeihe mir!“ das ist nicht sein Wort.

Das lag für ihn bereit, für den Landstreicher, er fand es um nicht. Und nun ist es verloren, verloren in Ewigkeit ...

*

Christian kann nicht singen, früher einmal konnte er es, in jungen Tagen. Ach, damals war die Welt weit am anderen Ufer! Wie klein ist sie jetzt, dieses Fleckchen Erde, wie einsam und verloren! Man sieht den spitzen Kirchturm aus dem milchigen Dunkel ragen, das schiefe Dach der Säge und ein paar Häuser, die sich im Schlaf umklammern. Es läßt sich nicht gut sagen, wie merkwürdig es ist, daß so vieles gleichzeitig geschieht. Daß in diesem Augenblick hunderttausend Schreie zum Himmel aufsteigen, Schreie der Lust, der Klage, Schreie des letzten und des ersten Atemzuges. In dieser Minute kniet ein Hirt in der Wüste auf seinem Teppich und verneigt sich neunmal vor Gott. Anderswo steht jemand vor einer Tür und denkt an Mord, es ist ein Mensch mit einem blonden Bart und mit einer grünen Halsbinde, genau so. Städte liegen jetzt strahlend in der Sonne, aber im Norden, mitten im Eis, kämpfen ein Mensch und ein Rudel Hunde um das Leben; dort ist Kälte und erbarmungslose Nacht. Und das alles geschieht wirklich und wahrhaftig jetzt, bedenkt das einen Augenblick, und dabei ist doch jeder Mensch allein, seine Not und seine Freude sind das Einzige, das Wichtigste in der Welt. Ja, diese Welt ist unermesslich groß, wir aber halten unsere Grenzen für die ihren. Wir sind so wahr in uns selbst wie ein Baum, wie ein Kornhalm; allein nun wollen wir die Wahrheit wissen, darin liegt das Übel. Denn wir sollen die Wahrheit nicht suchen, wir sollen sie sein. Der Mensch ist ein zertrümmerter Spiegel, aus den Scherben wieder notdürftig zusammengeklebt, und darum verzerrt sich alles in ihm. Ja, denkt Christian, so ist der Mensch ...

*

Schon ist das Land in den Bergen zu allen Zeiten des Jahres. Aber nichts ist zu vergleichen mit einem Tag im späten Winter, der dich plötzlich anrührt und sagt: Wach auf! Du gehst vielleicht auf den gefrorenen Wegen oder am frühen Morgen über die Felder, und da ist nichts Ungewöhnliches: Schnee und blanke Kälte überall. Allein dann streift dich ein Zweig, plötzlich hast du Knospen vor Augen, zarte rosige Knospenfinger an diesem Apfelbaum. Oder, du steigst über einen Lumpel an deinem Weg, nichts weiter, aber der blaue Himmel spiegelt sich darin. Und dann siehst du einen Finken auf dem Zaun sitzen mit einem langen Strohalm im Schnabel — was will der kleine Fink mit seinem Halm im Schnabel? Und mit einem Male spürst du einen süßen Schreck in deiner Brust, du bleibst verwundert stehen und schaust dich um, und dein Herzschlag zögert einen Augenblick — ja, was ist das, was geschieht mit dir?

Ach, du kannst tausend Meilen weit in der Fremde sein, in den Dünen der Wüste, auf gottverlassenem Wasser, überall wird dich diese Stunde überraschen, und du wirst nicht wissen, wie dir geschieht. Mit Worten kannst du es nicht sagen, es geschieht den Tieren ebenso, den Bäumen und den unzähligen Keimen in der Erde. Es ist die Mutter, die dich ruft, du verllorener Sohn!

*

Es ist so, daß Gott die Welt nicht für uns allein eingerichtet hat, nein, gewiß nicht. Gott ist kein Krämer. Christian weiß das, er hat das Leben mit allen Maßen ausgemessen. Auch er ist in die Irre gegangen, oft genug. Er lief in der Welt umher und suchte nach dem Schlüssel und hielt den Schlüssel in der Hand. Es war schon so weit, daß er sich nach einem Baum umfah, nach einem Strick für einen guten Ast, daran wollte er hängen wie eine faule Frucht.

Und dann geschah es, daß er den Baum nicht fand, dafür aber so einen Grashalm an der Mauer. Jrgend etwas, das

er liebgezwann und für das er leben mochte. Christian hat viele Menschen gesehen, Leute in den Städten und andere hoch im Gebirge. Solche, die in ihren Häusern festgewachsen saßen, und wieder Menschen, die nur so unterwegs waren und keine Heimat hatten, ein wenig Arbeit, Mühe oder Freude da und dort, nichts Bleibendes.

Viele Menschen, ja, es ist seltsam genug, daß es ihrer so viele gibt, daß alle die gleichen Geheimnisse haben und doch Geheimnisse. Dieselbe Erde trägt sie, daran liegt es vielleicht, derselbe Himmel wölbt sich über allen.

Allein, das leugnen sie ja, sie haben den Himmel gemessen und die Welt gewogen, sie sind verschieden von Himmel und Erde. Gott selbst wußte vielleicht nicht so genau, wieviel seine Sonne wiegt, er machte sie groß und licht, und so war es gut.

Aber am Ende, denkt Christian, am Ende sind sie doch einerlei Brüder in dem, was ihre Herzen am tiefsten aufrührt. Die letzten Siegel können sie nicht lösen. Da ist zum Beispiel ein Mann, Köhler könnte er sein, arm und erbärmlich unwissend in seiner Dürftigkeit. Und ein anderer Mensch ist vielleicht Arzt oder ein großer Staatsmann, der die Welt durchschaut und die Geschichte lenkt — jedenfalls steht er turmhoch über dem einfältigen Köhler. Und doch wäre es möglich, daß beide zu irgendeiner Zeit ihres Lebens den gleichen Kummer hätten, daß sie in der Stille säßen und ratlos wären und die Tränen in ihren Bart rieben. Ja freilich, es könnte sein, daß eine Frau der Grund wäre oder irgend etwas, das die Seele von der Tiefe her anrührt. Ein fremder Schritt in der Nacht, der Ruf eines Vogels — ach, alles Glück und alles Unglück ist in uns!

*

Nun hat Christian seinen Wanderstock fertiggeschnitzt, an diesem Abend will er sich auf den Weg machen, ungesehen und in der Stille. —

Ungesehen? Weiter oben auf einer Waldblöße trifft Christian doch noch einen Bekannten. Da sitzt der Doktor in den Beerensträuchern.

Er kommt vielleicht von der Jagd zurück, die Birkhähne balzen um diese Zeit, nun ruht er hier ein wenig aus. Ja, seltsam war er schon immer in allem, was er tat. Auch jetzt ist es merkwürdig genug, wie er da hockt, das Gewehr vor sich in den Boden stemmt und die Kehle auf die Mündung preßt — oh, Christian hat es plötzlich eilig, näher zu kommen, das gefällt ihm nicht, so ein Spiel mit der Schrotbüchse!

Der Doktor legt sie auch sofort neben sich in das Gras.

„Du bist es“, sagt er und lächelt unergründlich. „Was heißt das, willst du mir die Jagd verderben, alter Christian?“

„Nun, was schadet es auch!“ Christian ist gänzlich außer Atem, er darf sich wohl für eine Weile hier niederlassen. So ein wilder Galopp durch das sperrige Unterholz ist zuviel für seine alten Knochen.

Der Doktor schweigt. Es mag sein, daß ihn diese Störung wirklich verdrießt, er wollte vielleicht eine Stunde allein bleiben und den Abend genießen. In der letzten Zeit hat ihn ja eine formliche Leidenschaft erfasst, in den Bergen herumzustreifen und zu jagen, allerdings ohne besonderes Glück, wie sich zeigte. Jeden Morgen sah man ihn mit seiner Büchse unter dem Arm durch das Dorf laufen; und so kam er auch wieder zurück, niemals brachte er etwas Geschwänztes oder Gefiedertes nach Hause.

So etwas kann einen Mann verdrießen, das sollte auch Christian einsehen. Aber er ist zuweilen wie vernagelt, unbedenklich läßt er sich neben dem Doktor ins Kraut fallen; und dabei schweigt er nicht einmal, nein, er fängt sogleich wieder an, von ganz entlegenen Dingen zu schwärmen.

Es ist ein ganz prächtiger Platz. Einzelne Birken wachsen zwischen den alten Stöcken, rundherum steht der Wald, dunkel und ernst. Langsam sinkt die Sonne, rollt den Himmel herab

und verblutet im strömenden Licht. Mücken schwärmen in der ruhigen Luft, wie seltsam ist so ein Wölkchen aus tausend schwirrenden Flügeln! Da ist kein Sinn und keine Ordnung einzusehen, und dennoch: plötzlich rückt der ganze Schwarm einen Schritt zur Seite, und nichts verliert sich dabei, keine einzige bleibt zurück von den tausend närrischen Mücken. Man könnte wohl zufrieden sein und es mit ihnen halten, das wäre am besten. Übrigens haben wir ja ein Herz in der Brust, auch das ist wunderbar genug.

Christian rückt sich zurecht und erklärt dem Doktor das von dem Herzen, wie wunderbar es ist.

Da wird für jedes Herz in der Welt eine gewisse Zahl von Schlägen ausgezählt, eine ganz bestimmte Zahl, viele Millionen oder nur einige. Und dann lebt dieser Mensch, er weiß ja nicht, wie viele Schläge ihm mitgegeben sind. Er freut sich und lacht, und ein anderes Mal ist er unglücklich, rauft sich das Haar und schreit in seinem tödlichen Kummer.

Wahrhaftig, er verschwendet seine Zeit auf die leichtsinnigste Weise. Eines Tages steht er eine ganze Stunde lang am Fenster und tut gar nichts, trommelt nur gegen die Scheiben. Daran liegt ihm wenig, an so einer lumpigen Stunde. Aber das Herz schlägt. Gib acht, es ist eine gewisse, eine genau bestimmte Zahl, sie schmilzt zusammen, Schlag um Schlag!

Es sind möglicherweise noch hunderttausend. Ja, geben wir dem Mann noch hunderttausend Herzsschläge, er besinnt sich gerade und will etwas anfangen. Vielleicht wird er ein Haus bauen, oder er will zu einer Frau gehen. Zur geliebten Frau, gewiß, und ein letztes Wort mit ihr reden. Darum stand er ja am Fenster und trommelte gegen das Glas.

Und nun geht er wirklich hin, er hängt seine ganze Hoffnung an diesen Weg. Sein Herz klopft laut, es warnt ihn . . . dreißigtausend, zwanzigtausend . . . Aber er hört nicht darauf, dieser Mensch mit dem sterbenden Herzen. Er steht sogar nur so vor der Tür, lange steht er da. Endlich neigt er sich und klopft, und nun ist die Tür verschlossen.

Nun muß der Mann sich an den Pfosten lehnen und bitten und flehen, muß viele Worte durch die Tür flüstern, alle ungesagten guten, wahren Worte seines Lebens. Und die Zahl nimmt ab, schmilzt zusammen, wird erbärmlich klein und nichtig. Der Mann schlägt die Stirn gegen das Holz: erbarme dich! sagt er. Kniert nieder, es sind noch hundert Schläge, trotzdem kniet er da und zwängt die Finger in den kleinen Spalt über der Schwelle, trotzdem bleibt die Tür fest verschlossen.

Es sind noch zwölf Schläge, da wird der Schlüssel umgedreht, langsam, oh, langsam, elf, zehn, neun . . .

Ja, und dann stirbt da ein Mensch, noch jung, noch gar nicht grau an den Schläfen, ein Mann namens Blind. Stürzt zusammen und ist tot.

„Tot“, sagt der Doktor.

„Gut, er soll einfach Blind heißen“, meint Christian fröhlich. „Aber wir wollen ihm noch eine Million Herzsschläge schenken, drei Millionen, nicht wahr? Und diesen zwölfsten!“

Wir wollen alles gut sein lassen“, will Christian gerade noch sagen. Aber in diesem Augenblick steht der Doktor auf, geht ein paar Schritte weit und fängt plötzlich zu laufen an. Ach Gott, rennt mit fliegender Hast über den Hang hinunter, talwärts gegen Lehnen, über Wiesen und Äcker.

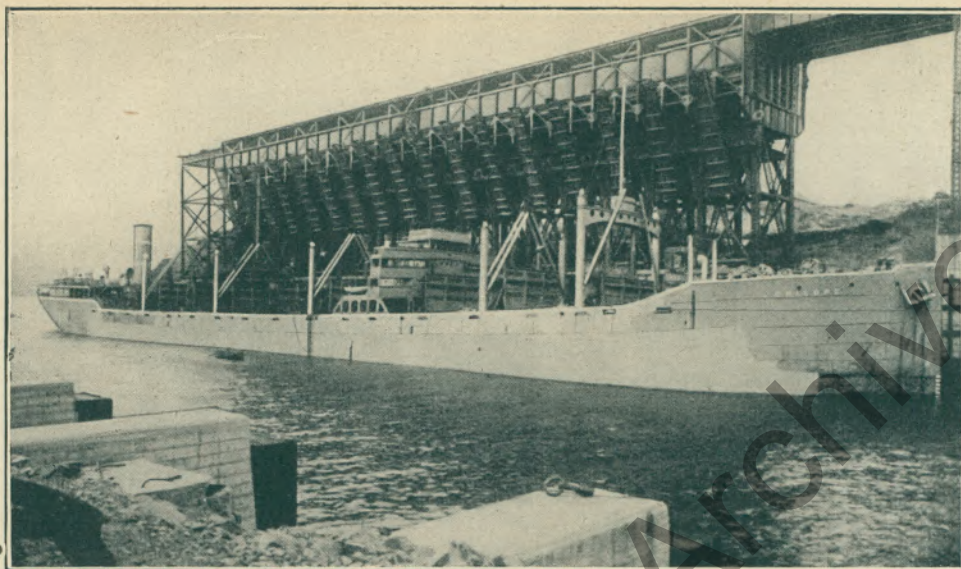
Christian schaut ihm nach, er nickt mit dem Kopf und wundert sich wohl sehr. Es liegt ja noch ein Gewehr hier im Gras, er hätte noch seine Geschichte zu Ende erzählen müssen. Nun, gleichviel! Lassen wir es gut sein, sagte er zuletzt.

Die Sonne taucht in die Wälder. Christian steht noch lange so und schaut gegen Abend, er, der Mensch, der Wanderer. Bleibt, bis alles Licht erlischt, bis auch ihn die Schatten übereilen. Dann wendet er sich ab und verschwindet im Wald.

Neue Eisenindustrie- gebiete in Übersee.

Von

Dipl.-Ing. Peter Jenz.



(Schluß.)

Verladeanlagen für chilenische Lofe-Erze in Cruz Grande.

Südamerika! Hier werden unsere Gedanken auf ein Land mit riesigen Eisenerzvorkommen gelenkt: Brasilien. Die Eisenerze liegen hauptsächlich in den Staaten Minas Geraes, Sao Paulo, Matto Grosso, Goyaz, Bahia, Santa Catharina und Parana. Bereits 1700 waren die Erze von Minas Geraes bekannt. Die Erze sind allgemein phosphorarm und titanfrei und zeigen vom Sand bis zu den Quarziten die verschiedensten geologischen Abarten, wie Canga, Itabirit, Hämatit und Magnetit. Alle sind stark eisenhaltig (58 bis 72 v. H. Eisen!), und man kann die Vorkommen bis zu den fünfzigprozentigen Erzen herab vielleicht auf 14 Milliarden t schätzen. Es ist klar, daß Brasilien in der Zukunft noch eine große Rolle in der Erz- und Eisenversorgung der Welt spielen wird.

In Brasilien stehen sieben Hochöfen. Das älteste und größte Werk ist die Usina Esperanca; sie liegt, ebenso wie die übrigen Hütten von Bedeutung, in Minas Geraes. Es handelt sich aber überall um kleine Hochöfen, und mehr als einmal haben sich die Brasilianer den Kopf zerbrochen, wie sie eine leistungsfähige Eisenindustrie ins Leben rufen könnten. Erze sind überreich vorhanden, noch dazu in bester Güte. Die Zuschläge, vor allem die sonst überall fehlenden Manganerze, stehen ebenfalls zur Verfügung. Aber es fehlt an Brennstoffen. Die brasilianische Kohle eignet sich schlecht zur Verkokung. Und auf der Grundlage Holzkohle kann man heutzutage keinen Wettbewerb eröffnen. Man hat es trotzdem damit versucht. Holzkohle ist aber zu teuer. Dazu werden die den Hütten naheliegenden Urwälder rasch vernichtet, ohne daß man mit Wiederaufforstung gleichen Schritt halten kann. Auch die Versuche mit Elektrohochöfen haben nicht befriedigt, ganz abgesehen davon, daß auch sie nur eine kleine, aber keine große Eisenindustrie zu begründen vermögen. Das alles wird in seinen ganzen Hemmungen erst verständlich bei den riesigen Entfernungen in Brasilien, zu deren frachtilicher Überbrückung bisher noch keine auf Massengüterverkehr eingestellten Anlagen geschaffen sind.

Bereits spricht sich das aus in der Geschichte des 1922 in Ribairaõ Preto in Sao Paulo errichteten ersten vollständigen Eisenhüttenwerks. Es wies auf: zwei Elektrohochöfen, zwei 6-t-Bessemerbirnen, einen 6-t-Elektrostahlofen und Walzwerke. Der Schwede Herlin setzte die Elektrohochöfen in Betrieb. Es stand jedoch nur so wenig elektrische Energie zur Verfügung, daß nur ein Ofen ein halbes Jahr mit halber Belastung in Gang gehalten werden konnte. So

konnten selbst im günstigsten Jahr nur 2500 t Roheisen erzeugt werden, aber unter so hohen Selbstkosten, daß trotz eines Einfuhrzoll von 160 Kr/t (= Schwedische Krone als Bilanzgrundlage) Walzzeug die eingeführte Ware das Geld behauptete.

Es wird in Brasilien erst notwendig sein, Eisenerze im großen Maßstab für die Ausfuhr zu fördern. Dann erst werden die für den eigenen Bedarf notwendigen Erze zu erträglichen Preisen zur Verfügung stehen. Dazu müssen die Beförderungsverhältnisse nach dem günstigsten Ausfuhrhafen Victoria (600 km Bahnlinie) erst geregelt werden. Die Versuche, den Holzkohlenbedarf der Hütten durch große Anpflanzungen des rasch holzbildenden Eukalyptusbaumes zu decken, dürften für die Zukunft keine Rolle spielen. Eher wird der Ausbau der Wasserkräfte einen Weg zur Lösung zeigen. Bis dahin wird der Eigenbedarf des Landes in Höhe von 500 000 t Walzzeugnissen hauptsächlich aus dem Ausland gedeckt werden müssen.

Schlecht von der Natur bedacht ist Argentinien. Es fehlt an guten Erzen und geeigneter Koks- und Kohle. Zudem liegt das Erzvorkommen 1000 km vom Hauptabsatzgebiet, Buenos Aires, ab. Das Land führt daher ungefähr 750 000 t Eisenerzeugnisse ein. Hier von wäre ein kleiner Teil selbst herstellbar, wenn der einheimische Schrott für die Ausfuhr gesperrt und der Einfuhrzoll auf Roheisen aufgehoben würde. Auf diese Weise ließe sich ein Eisenwerk betreiben.

Mit Chile will es trotz günstiger Verhältnisse nicht vorangehen. Nicht allzu weit von der Küste liegen sehr reichhaltige Eisenerzvorkommen, und im Süden finden sich weite Urwaldungen und bedeutende Wasserkräfte.

Die Kohleförderung betrug 1928 1,3 Mill. t, wozu eine Einfuhr von 87 000 t traf. Hiervon verbrauchen die Staatsbahnen den größten Teil. Es folgen die Handelsschiffahrt, die Gasgesellschaften, die Kriegsmarine und die Salpetersgesellschaften. Die chilenische Kohle ist etwas weich, aber von guter Beschaffenheit, die einen ganz brauchbaren Hüttenkoks ergibt.

Bei der Beurteilung der Erzlagerstätten muß man davon ausgehen, ob sie im Inland verhüttet werden können oder nach den Vereinigten Staaten oder Europa verschifft werden sollen. Im letzteren Falle entstehen so hohe Frachtkosten, daß für Abbau, Aufbereitung und Verladung je Tonne Erz nur 8 Mark übrigbleiben. Nur ein Abbau im billigen Terrassenbau und unter jährlicher Gewinnung von mindestens 1 Mill. t



Arbeiterwohnungen in El Tofo (Chile).

Erz kommt dabei in Frage. Die Verzinsung des hohen Anlagekapitals wird eben erschwert durch die Lage der Vorkommen in wüsten und unbefiedelten Landstrichen, wo ab ovo alles erst geschaffen werden muß. In Frage kommen für Ausfuhr nur die Lagerstätten Tofo und Algarrobo. Den ersten Schritt zur Ausbeutung Tofos hat die französische Cia. Altos Hornos di Corral getan; sie verhüttete während kurzer Betriebsperioden in Corral mit Hilfe von Rohholz Tofoerze mit 64 % Eisengehalt. 1913 verpachtete sie das Vorkommen für 69 Jahre an die Bethlehem Steel Co., womit erst ein Abbau im großen Stil einsetzte. Tofo bestreitet heute allein die chilenische Erzeugung und Ausfuhr an Eisenerz. Die Förderung betrug 1919 = 748 t, 1928 etwa 1,5 Mill. t mit 66 % Eisen. (Vgl. die Abbildungen.)

Algarrobo ist größer und enthält etwa 100 Millionen Tonnen Vorrat eines 64prozentigen Eisenerzes. Nach zwölfjährigem Prozeß wurde die Gültigkeit eines Kaufvertrages zugunsten einer deutsch-holländischen Gruppe (Gutehoffnungshütte Oberhausen) anerkannt, und diese läßt die Lagerstätte jetzt durch eine schwedische Firma untersuchen.

Dann sollten am Huilofluß Kraftwerke von 32 000 PS gebaut werden, um den Stahlwerken Strom zur Verfügung zu stellen. Es blieb aber bei den Plänen. Es wurde angeführt, daß nur ein ganz großes Werk imstande sei, in Chile wirtschaftlich zu arbeiten, daß die Zeit aber dazu noch nicht reif sei. Endlich raffte sich die chilenische Regierung im Sommer 1929 auf und ließ sich ermächtigen, für die Ausführung eines neuen Projektes bis zu 24 Millionen Mark von der 30 Millionen Mark betragenden Gesamtsumme beizusteuern. Der Bauplan umfaßt zwei Elektrometallöfen, ein Siemens-Martin-Werk und ein Thomaswerk mit anschließenden Walzenstraßen. Wenn diese Absichten tatsächlich in dem geplanten Zeitraum von sieben Jahren zur Durchführung gelangen, dann wird Chile das bedeutendste Eisenhüttenwerk Südamerikas bekommen.

Der chilenische Markt nimmt jährlich bis zu 200 000 t Eisen- und Stahlwaren auf, von denen bis 50 000 t Massenerzeugnisse im Lande hergestellt werden könnten. Es ist auf je 1 Tonne in Chile erschmolzenes Roheisen eine

Prämie von 25 Mark ausgesetzt, auf 1 Tonne Stahl weitere 35 Mark. Dazu müssen die Eisenerzbergwerke auf Verlangen der Regierung 10 % ihrer Förderung zum Selbstkostenpreis für eine Verhüttung im Inland zur Verfügung stellen. Diese Maßnahmen können ihren Grund nur haben in den schlechten Erfahrungen, die Chile im Weltkrieg durch die völlige Abhängigkeit von überseeischen Einfuhrländern machen mußte. Sollten die obigen Schutzmaßnahmen einmal zur Auswirkung kommen, so ist zu vermuten, daß unter Benützung der Verkobarkeit chilenischer Kohle entweder das chilenische Kohlengebiet oder der Haupthafen Valparaiso (Gebiet dichtester Besiedlung) als Standort einer Eisenindustrie gewählt wird.

Sehr ungleichmäßig ist die Entwicklung der mexikanischen Eisenindustrie, dank der vielen Bürgerkriege. An Roheisen wurden 1903 = 21 000 t erzeugt; die Ziffer sank und stieg von Jahr zu Jahr, betrug 1926 = 60 000 t und 1927 = 44 000 t. Dazu kamen 1927 = 52 000 t Rohstahl und rund 70 000 t Walzzeugnisse.

In der Hauptsache ist daran das einzige bedeutende Werk, die Cia. Fundidora Hierro y Acero des Monterey beteiligt, die in ihrer Anlethepolitik nach den Vereinigten Staaten neigt. Der Eisenverbrauch in den letzten Jahren war sehr gering, etwa 13 kg/Jahr und Kopf der Bevölkerung (gegen 300 kg in den Vereinigten Staaten). Er ist dauernd gefallen, denn während die Eiseneinfuhr in den zehn Jahren von 1903 bis 1912 noch fast 2 Mill. t betrug, sank sie von 1913 bis 1922 auf 520 000 t.

In den letzten Jahren hat die starke Regierungsunterstützung eine günstige Entwicklung eingeleitet. Durch Schutz-zölle wurde 1928 die Errichtung zweier Drahtziehereien ermöglicht, der eine Förderung der Wellblecherzeugung folgte. Ende 1929 bauten zwei Werke Anlagen zur Herstellung von verzinktem Eisen- und Stahlblech. Allein die Monterrey-Gesellschaft erzeugte 1929 = 60 000 t Roheisen, 100 000 t Stahl und 84 000 t Walzwaren. Es folgen die Gesellschaften „La Consolidada“ in Calzada de la Ronda, Peralvillo und Mexiko und die „Fierro y Acero de Mexico“. Die mexikanische Eisen- und Stahleinfuhr ist 1929 auf 112 000 t gestiegen und besteht größtenteils aus den nicht im Land hergestellten Röhren (für die Erdölindustrie), Schwarzblech, Stacheldraht und Schienen.

Stellen wir uns nun die Erdkugel vor und blicken auf das europäische Eisenindustrieggebiet, dann gingen vor dem Krieg vor dem geistigen Auge fächerförmig die Strahlen der Ausfuhrstraßen nach allen Richtungen des Horizontes. Sie liefen darüber hinweg und erreichten überall die Erdhälfte der Antipoden. Heute kommen sie nicht so weit. Überall, wo sie über den Horizont zu dringen versuchen, stoßen sie gegen den Ring der neuen Eisenindustrielande. Indien, China, Japan, Australien, Südafrika, Südamerika, Mittelamerika, Nordamerika — wie ein Kranz sperren sie die früher so selbstverständlichen Ausfuhrmöglichkeiten. Wo noch ein Loch ist, in Südamerika, wird es wohl bald von den Vereinigten Staaten geschlossen werden. Es ist schwer, diese Gefahr nicht zu sehen. Aber die Männer von Versailles haben sie noch, soweit es irgend ging, vergrößert. Wenn neue Staatsmänner nicht weitsichtiger sein werden, wird ganz Europa die Folgen tragen, auch die Siegerländer.

Ein halbes Jahr „Das Werk“ kostenlos?

Seite 575 zeigt Ihnen den Weg!

Herr Dichter, ist mein Konjunkturbild recht?

Von
Dr. Hanns Schneider.

In einem der letzten Hefte der „Woche“ hat der Dichter Hanns Heinz Ewers ein Werk der mathematischen Konjunkturforschung, das Buch von Professor Dr. E. Wagemann: „Struktur und Rhythmus der Weltwirtschaft“ (Neimar Hobbing) einer Besprechung gewürdigt.

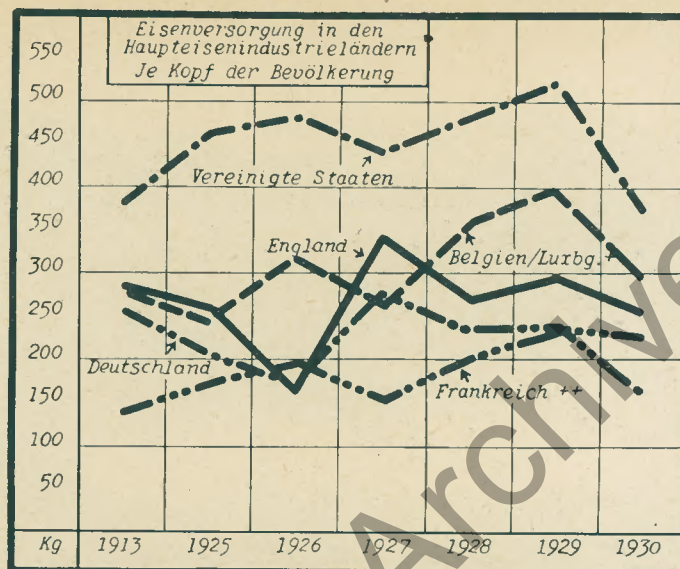
Jedes Zeitalter hat sein Wahrzeichen, jeder Kulturkreis seine Symbole. Was dem ägyptischen Fühlen der hochragende Bau der Pyramiden gewesen sein mag, was die reine Säulenform der griechischen Tempel dem klassischen Denken geschenkt haben kann, was sich in der ornamental-hochragenden Gotik aus der Ideenwelt des Mittelalters herauskristallisierte, das findet heute sein Gegenstück in zwei allerdings sehr trivialen Symbolen, in — Uhr und Rechenstift. Unscheinbare, aber schwerwiegende Wahrzeichen einer gehesten Zeit. Unser ganzes Leben ist darauf eingestellt, dauernd zu rechnen, zu wägen und zu werten. Das wissenschaftliche Denken ist rational bis auf die Knochen. Es hat nur ein Ziel: alles, aber auch alles restlos an die eiserne Kette der Ursachenverknüpfung, der Kausalität, zu schirren.

Was nicht eingespannt werden kann, erscheint als einmalig, zufällig und damit unbedeutend.

Nimmt es da wunder, daß auch in der Wirtschaftswissenschaft ähnliche Wege beschritten worden sind? Was dem menschlichen Geist in den Naturwissenschaften, in der Physik, Chemie und in der Technik so unfragbar imponiert, ist die Voraussage auf Grund von Berechnungen. Diese Voraussagemöglichkeit der Erscheinungen möchte man auch in der Nationalökonomie erreichen. Unsere Zeit steht vor schweren Aufgaben. Durch die Veränderungen der internationalen Märkte, durch die Störungen in den Proportionalitäten, durch die Kapazitätsausweitungen, durch Syndikatsmaßnahmen, durch die Übersehung der Bank- und Handelsphäre, durch die Herausnahme der Löhne aus dem normalen Wirtschaftskreislauf sind Wirkungen eingetreten, die in bezug auf den Konjunkturhythmus noch durchaus ungeklärt sind. Eine vernünftige Steuerung des volkswirtschaftlichen Geschehens ist aber offenbar nur dann möglich, wenn der menschliche Geist die Gesetzmäßigkeiten kennt, mit der die volkswirtschaftlichen Elemente aufeinander einwirken, der Geldmarkt z. B. auf die Effektenmärkte, der Effektenmarkt wieder auf die Emissionsfähigkeit, die Emissionen endlich auf den Warenmarkt. Daher wird heute dies alles gemessen, registriert, verglichen und immer wieder verglichen.

Das moderne Laboratorium der heutigen Konjunkturforschung bietet einen seltsamen Anblick. Lange Reihen blinder Rechenmaschinen surren ohne Unterlaß. Emsige Zeichner sind bemüht, die Ergebnisse wochenlangender Rechnungen auf durchsichtiges Kurvenpapier zu bringen. Heiße Köpfe beugen sich über elektrisch beleuchtete Schaukästen, um neue Gesetzmäßigkeiten im Kurvenverlauf zu entdecken. Ist dies gelungen, dann geht es an die eigentliche Arbeit. Mit Hilfe ellenlanger mathematischer Formeln wird der Zusammenhang zwischen den fraglichen Wirtschaftserscheinungen während eines langen Zeitraumes gemessen. Ein mittlerer Wert wird nach einem äußerst komplizierten Verfahren errechnet. Und nur allzu häufig beginnt dann das tragische Forscherdilemma: der errechnete Wert für die Vergangenheit stimmt nur in seltenen Fällen für die Zukunft. Das Leben triumphiert wieder einmal über die sogenannten „ehernen Gesetzmäßigkeiten“.

Darum darf es als hochinteressantes wirtschaftspsychologisches Experiment angesprochen werden, daß eines der besten Ergebnisse der modernen nationalökonomischen Forschungsrichtung, die Feststellungen Wagemanns über den Rhythmus der Weltwirtschaft, nicht einem Fachgelehrten von Rang, sondern einem Dichter, und zwar einem Kopf vom Format eines Hanns Heinz Ewers, vorgelegt hat. Ein Dichter über mathematische Statistik! Ist es nicht, als wenn ein Tanzlehrer über praktische Buchhaltungskünste und ein Mathematikprofessor über Schlittschuhlaufen schreiben soll? Aber ist nicht vielleicht gerade der Dichter geeignet, einer trockenen Materie und damit einem Buch wie dem Wagemannschen, das mit Statistiken und Kurven über Preise, Löhne, Zinsen usw. bis zum Übermaß angefüllt ist, wirkliches Leben zu verleihen? Hat doch, nach einem Wort Jakob Burckhardts, „die Dichtkunst ihren



+ 1913 nur Belgien, ++ Ab 1925 einschl. Saargebiet.

Der jährliche Verbrauch an Eisen und Stahl in Kilogramm je Kopf der Bevölkerung in den Hauptindustrielländern der Welt.

Eine zuverlässige, international vergleichbare Berechnung des Eisenverbrauchs in den einzelnen Ländern unter Berücksichtigung der Weiterverarbeitung ist wegen der uneinheitlichen Erfassung des Außenhandels zur Zeit nicht möglich.

Ein einheitlicher Maßstab für den internationalen Eisenverbrauch läßt sich daher nur gewinnen, wenn man sich auf die Erfassung der Menge Eisens beschränkt, mit der die eisenerschaffende Industrie (Hochofen-, Stahlwerke und Stahlgießereien, Walzwerke und die mit ihnen verbundenen Press- und Hammerwerke) die eisenverarbeitende Industrie (Eisenverbraucher) versorgt. Demnach ist **Eisenversorgung** = Eisengewinnung zuzüglich Einfuhr abzüglich Ausfuhr an Erzeugnissen der eisenerschaffenden Industrie.

Höhepunkt, wenn sie aus dem Strom des Lebens, des Zufälligen, des Mittelmäßigen und Gleichgültigen heraus das allgemein Menschliche in seinen Äußerungen herausnimmt und zu ideellen Gebilden verdichtet und die menschliche Leidenschaft im Kampf mit dem hohen Schicksal nicht von der Zufälligkeit verschüttet, sondern rein und gewaltig darstellt.“

Und wirklich tritt in der Darstellung von Hanns Heinz Ewers das große Gegenwartsproblem, das sorgenvolle Schicksal der Millionen Erdenbürger ganz anders hervor als in dem statistischen Ziffernwerk. Warum die Millionen Arbeitsloser? Warum wird Mais in südamerikanischen Lokomotiven verfeuert? Warum sollen Baumwolle und Getreide vernichtet werden, während die Hälfte der Menschheit in verfesten Lumpen geht und Hunderttausende in Europa und Asien den Hungertod erleiden? Die ganze Tragik dieses Geschehens liegt dem Dichter viel näher als dem Statistiker, und es ist wiederum kein Zufall, daß der Dichter die irrationalen Momente in der Vorgeschichte der jetzigen Weltkrise weit klarer sieht als der nationalökonomisch-statistische Kopf. Der Dichter hat vor allem ein stärkeres Gefühl für die Erschütterungen des Weltgeschehens durch die Kriege, die seit dem 18. Jahrhundert die europäische Wirtschaftsentwicklung in ununterbrochener Folge erschüttert haben. Die anhaltenden Krisenzeiten nach 1820, nach 1873 und nach 1920 — jene sogenannten „langen Wellen der Konjunktur“ — waren ja eben zu einem entscheidenden Teil die Folgen maßloser politischer Erschütterungen, jener Erschütterungen im Weltkrieg, im Kriege von 1870/71 und in den Napoleonischen Kriegen. Wirtschaft ist ja nur die eine Seite des menschlichen Wachseins, die andere Seite liegt in der Politik. Mit der Erkenntnis der Abgründe, die die großen Kriege in das Weltgeschehen gerissen haben, ergibt sich auch für den Dichter jene ernste Warnung an die Menschheit, den Widerstand des weltwirtschaftlichen Geschehens nicht bis zum äußersten zu treiben.

Damit verschiebt sich auch die Problematik des Kapitalismus. Die Krise der heutigen Wirtschaftsordnung ist ja nur zu einem Teil eine Krise des ökonomischen Systems. Sie ist in erster Linie eine Krise der weltwirtschaftspolitischen Unvernunft, die ein Kulturvolk wie Deutschland in kurzfristiger Verblendung aus dem weltwirtschaftlichen Geschehen gerissen hat, und die den Kreislauf der weltwirtschaftlichen Verflechtungen durch die Tribut- und Schuldentilgungssysteme zerstört. Die sogenannte Krise des Kapitalismus ist mehr eine Krise der Weltwirtschaftspolitik als der nationalwirtschaftlichen Organisationsform.

Die Rundschau

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.



David und Goliath in der Technik.
Die achttausendste Lokomotive der Canadian Pacific Railway.

Presse-Photo.

Asiaten am Rhein.

Aus einem Aufsatz von Dr. Rudolf Weber
in der „Kölnischen Zeitung“.

Störche, Fischadler sind schon längst aus den weiten Niederungen rechts und links unseres heimatlichen Stromes verschwunden. Auch viele andere Tiere und Pflanzen sind gleichfalls dank der intensiven Besiedlung und Urbarmachung allen Lebensraumes in den letzten Jahrzehnten arg zurückgegangen. Immer öder wird's ringsum.

Da dringt in diesen Tagen die Kunde von dem Erscheinen eines neuen Gastes zu uns: Im Rhein-Herne-Kanal sind die ersten Wollhandkrabben aufgetaucht, und damit hat dieser Fremdling aus dem fernen Osten, dieser wohl künftig nicht mehr an den Ufern des Rheines zu übersehende Asiate, seinen Einzug auch bei uns gehalten.

Aus den chinesischen Küstengewässern, aus den großen Flüssen im Reiche der Mitte kam diese Krabbenart, vielleicht durch Hölzer, Reis usw. eingeschleppt, vielleicht auch als Jugendform am Bug der Überseedampfer in den Lang- und Muschelrasen haftend, kurz vor dem Weltkriege nach Deutschland. In der Aller tauchte der bis zu fünfunddreißig Zentimeter spannende Kurzschwanzkrebs mit den dicken Haarpolstern auf den gedrun-genen Scheren, die aussehen wie übergestreifte Wollhandschuhe und die ihm diesen Namen eintrugen, zuerst auf. Bald war er auch in der Unter-elbe vertreten, und innerhalb eines Jahrzehntes hatte er sich die Ems, die Weser, die Havel erobert. Es folgten das Odergebiet und das Stettiner Haff. Vor einigen Sommern traf man ihn in der Elbe bei Magdeburg, und heute kann man die Tiere schon oberhalb Dresdens bei Pirna fangen. Wo und wann diese Einwanderer sich vermehren, zu welcher Jahreszeit, ob in den Flüssen oder im Meere, weiß man augenblicklich noch nicht. Jedenfalls haben sie sich gut in unserem Vaterlande eingebürgert und dies, vor allem in der Mark Brandenburg, derartig, daß sie eine Plage für die Bewohner längs der Havel wurden. Zu Hunderten, zu Tausenden sind sie da zu Hause. An den Raimauern, an den Wehren, auf den Straßen, ja selbst an und in den Häusern klettern und laufen die mehr als ein viertel Pfund schweren langbeinigen, seitwärts nach Art der Strand-krabben sich fortbewegenden Tiere herum. Geschäftstüchtige Fischer fangen sie zentnerweise fort, schaffen sie nach Berlin in die Gasthäuser, wo diese Schalenträger zu Krebsbutter verarbeitet und gegessen werden. Aber ihre Zahl nimmt eher zu als ab.

Es ist eine Invasion wie bei der dunkelgrünen Wasserpflanze, der Wasserpfeife, die, um die Mitte des letzten Jahrhunderts von Nord-amerika eingeschleppt, alle Bäche, Flüsse, Teiche und Kanäle urplötzlich überzog. Es ist wie bei der gleichfalls aus der Neuen Welt stammenden Bisamratte, die, in drei Pärchen von dem Fürsten Colloredo-Mannsfeld importiert und auf dessen Gut Dobrich vierzig Kilometer südwestlich von Prag Anno 1905 ausgesetzt, heute strahlenförmig sich ausbreitend weite Strecken bevölkert und nach Westdeutschland zu in breiter Linie über Rosenheim, München, Ingolstadt, Nürnberg, Koburg, Erfurt, Halle vorwärtsdringt. Auch sie wird vielleicht in einigen Jahren Fuß bei uns am grünen Strom gefaßt haben. Ein systematisch durchgeführter Kampf gegen diesen wertvollen Pelzlieferanten — die nordamerikanische Ausfuhr an Fellen betrug vor dem Weltkriege etwa zehn Millionen Stück — ist erfolgreich aufgenommen. Denn der Schaden, den diese Wühlmaus durch Zerstörung von Dämmen und Fischteichen verursacht, übersteigt bei weitem ihren Nutzen. Ob man hingegen wirksam die bedeutend ungefährlichere Wollhandkrabbe bekämpfen kann, steht vorläufig noch dahin. Zwar verzehrt auch sie keine lebenden gesunden Fische, wie dies in manchen Veröffentlichungen zu lesen ist. Ich selbst habe seit Monaten im Aquarium des Dresdener Zoologischen Gartens Versuche nach dieser Richtung hin angestellt und festgestellt, daß sie nur kranke und tote Fische, dazu Regenwürmer, Flohkrebsechen, die sie sich mit ihren Mundwerkzeugen herbeistrudelt, und ferner Pflanzenkost aufnimmt. Trotzdem schadet sie den Flußfischern, da sie die ausgelegten Reusen und Stell-netze zerbeißt und die Köder an den Legangeln fortfrisst. Allzu schlimm sind demnach ihre Verheerungen trotz vieler ausgesprochener Befürchtungen und Vermutungen nicht. Und im übrigen ist unsere Fauna an Zahl und Art so arm geworden, daß wir doch eigentlich über diesen Asiaten, diesen unverhofften Zuwachs unserer Tierwelt, der häuslich am Rhein sich niedergelassen, Freude empfinden sollten. Vorausgesetzt natürlich, daß er keine Massenansiedlungen, keine Massenplage verursacht. Aber selbst wenn dies der Fall wäre — das zahlreiche Auftreten bei Rathenow beweist es —, so wird höchstwahrscheinlich, wie überall in der Natur, über kurz oder lang das Gleichgewicht wiederhergestellt sein. Bei der Wasserpfeife war es ja auch nicht anders. Und bisher hat, wenigstens in Europa, die Natur immer noch für den Ausgleich gesorgt.

*

Die Abschaffung des Goldstandards.

Von Hartley Withers, Verfasser einer Reihe nationalökonomischer Werke und früherem Herausgeber des Londoner „Economist“, in „The Specialist“, London.

(Vgl. auch das Schaubild „Die Entwicklung der englischen Wirtschaft“ im Oktoberheft 1931, S. 475.)

Viele sehr kluge Leute haben dem Publikum des langen und breiten über Krise und Pfund Sterling, Parikurs und Abschaffung des Goldstandards erzählt, haben es jedoch versäumt, in ihren Erklärungen der Tatsache Rechnung zu tragen, daß dem gewöhnlichen Sterblichen der Sinn dieser Begriffe nicht geläufig ist. Im folgenden werde ich versuchen, die Sache so klarzulegen, daß jedermann sie verstehen kann.

Solange der Goldstandard herrschte, gaben die Noten der Bank von England, deren wir uns beim Einkauf und Verkauf bedienten, uns das Recht, ihre Einlösung in Gold zu verlangen. Tatsächlich haben die meisten dieses Recht niemals in Anspruch genommen; es hatte keine praktische Bedeutung für uns. Alles, was wir von unserem Gelde verlangen, ist, daß wir beim Einkauf möglichst viel von all den guten Dingen erhalten, die wir haben möchten. Aber das Recht auf Umtausch der Noten in Gold, das die Bank dem Notenbesitzer einräumte, war für diejenigen, die sich mit auswärtigem Handel befassen, und damit letzten Endes indirekt auch für uns alle, doch von erheblichem praktischen Wert. Denn dieses Recht erhielt vermittelt des Mechanismus, den man als „Goldstandard“ zu bezeichnen pflegt, den Kurs des englischen Geldes — d. h. seinen Wert im Verhältnis zu ausländischen Währungen — stabil, und ebenso trug es zur Stabilisierung des Geldwertes im Lande selbst, beim Eintausch gegen Nahrungsmittel, Kleidung oder sonstige Dinge, bei.

Betrachten wir diesen Prozeß etwas näher. Wir hatten das Recht, für eine Pfundnote 7,322 Gramm Gold zu verlangen. Die Bank von England mußte uns zu diesem Kurs die Pfundnote in Gold umwechseln, vorausgesetzt, daß wir genügend Pfundnoten vorlegten, um mindestens 11,5 Kilogramm Gold zu kaufen, die uns ungefähr 1600 Pfund Sterling kosteten. (Diese Bestimmung war eingeführt worden, um den Abfluß von Gold für den täglichen Geldverkehr, für den wir uns die Benutzung von Gold nicht mehr gestatten können, zu verhindern und die Abhebung von Gold auf Auslandsversendungen zu beschränken.) Ebenso war die Bank von England verpflichtet, zu einem festgesetzten Preise alles Gold anzukaufen, das ihr angeboten wurde.

In den meisten anderen Ländern ist dasselbe System oder ein sehr ähnliches System in Kraft. Der Goldwert des amerikanischen Dollars z. B. ist 1,505 Gramm. Als Pfund und Dollar auf pari standen, erhielt man also beim Wechseln für das Pfund Sterling etwas weniger als 5 Dollar, genau gerechnet 4,866 $\frac{2}{3}$ Dollar. Solange beide Länder den Goldstandard aufrechterhielten, konnte der Wechselkurs zwischen Pfund und Dollar keine großen Schwankungen erleiden, sondern mußte sich ungefähr auf pari halten.

Der Kurs zwischen London und Newyork, d. h. der Preis, zu dem das Pfund in Dollars umgewechselt werden kann und umgekehrt, schwankt je nach Angebot und Nachfrage für Pfund und Dollar auf dem internationalen Geldmarkt, der von einer Reihe von Experten gebildet wird, die sich an den beiden Zentren mit dem internationalen Geldaustausch befassen. Amerikaner, die Waren nach England verkaufen und dafür Pfunde erhalten haben, möchten natürlich diese Pfunde in Dollars umwechseln, um sie im eigenen Lande ausgeben zu können, und bieten also Pfunde an. Amerikaner, die in England Einkäufe gemacht haben, die sie in Pfund Sterling bezahlen müssen, möchten dagegen Pfunde kaufen. So kommt zwischen Angebot und Nachfrage durch die Makler, die diese Geschäfte erledigen, der Preis, d. h. der Tageskurs von Pfund und Dollar, zustande. Liegen mehr Verkaufsaufträge als Kaufaufträge für Pfunde vor, so wird der Preis des Pfundes, in Dollars gerechnet, fallen, genau wie der Weizenpreis fällt, wenn das Angebot die Nachfrage übersteigt. Während aber beim Weizen dem Preissturz keine Grenzen gesetzt sind, wurde das Fallen des Pfundes unter eine gewisse Grenze durch den Goldstandard verhindert, denn das Pfund konnte ja in Gold und dieses Gold wiederum in Dollars umgewechselt werden. Ziel der Dollarpreis des Pfundes bis auf einen gewissen Punkt, so machte es sich für den amerikanischen Pfundbesitzer bezahlt, diese Pfunde in London in Gold umzuwechseln und dann das Gold nach Newyork zu verschiffen, um es dort in Dollars einzutauschen. Auf diese Weise konnte, solange England am Goldstandard festhielt, der Dollarpreis des Pfundes nur bis auf einen gewissen Punkt fallen, der von der Höhe der Transport- und Versicherungsgebühren und des Zinsverlustes während der Verschiffung abhängig war und als „Goldpunkt“ bezeichnet wurde.

Ebenso wenig konnte der Preis des Pfundes in Newyork über eine gewisse Grenze hinaus steigen, weil es an dieser Grenze für diejenigen, die Pfunde benötigten, billiger wurde, Gold von Newyork nach London zu verschiffen und dort in Pfunde umzuwechseln. Derselbe Prozeß spielte sich auf Grund der verschiedenen Kurse, die dem verschiedenen Goldwert der einzelnen Währungen entsprachen, in allen Hauptstaaten der Welt ab. Das brachte für den Welthandel den großen Vorteil stabiler Wechselkurse mit sich; diejenigen, die im Ausland kauften und verkauften, konnten den Wert des Geldes, das sie bei Auslandstransaktionen

erhielten oder zu zahlen hatten, innerhalb enger Grenzen kalkulieren. Ohne dieses System wird der Außenhandel leicht zu einer Spekulation, wie wir es in den Nachkriegsjahren erlebten, als der Goldstandard außer Kraft gesetzt war und die Kurse wie Schachtelmännchen empor schnellten und stürzten. Wir sehen also, daß, falls das Pfund zu tief stürzt, eine schwere Erschütterung unseres Außenhandels zu befürchten wäre, die auch alle anderen Länder in Mitleidenschaft ziehen müßte, weil durch Londons Stellung als ein führendes Handels- und Finanzzentrum der Welt unzählige internationale Handelsgeschäfte in Pfund Sterling abgeschlossen werden.

Allerdings wirkt sich ein Sinken des Pfundkurses für den englischen Exporthandel günstig aus. Wenn das Pfund von dem normalen Wert von fast fünf Dollar auf vier Dollar fällt, so ist dies, wenigstens eine Zeitlang, von großem Vorteil für die englischen Fabrikanten, die nach Amerika exportieren; denn wenn sie Waren zum Preise von 1000 Dollar verkaufen, erhalten sie dafür 250 Pfund statt der früheren 200 Pfund Sterling. Ähnlich verhält es sich im Handel mit anderen Ländern. Das ist der Grund, weshalb einige anerkannte Autoritäten seit längerer Zeit der Auffassung zuneigen, daß eine Senkung des Pfundkurses dem britischen Handel förderlich sein würde. Wäre dieses Gelingen planmäßig herbeigeführt worden, so würde es einer teilweisen Nichtanerkennung unserer Schulden gegenüber denjenigen, die uns Geld geliehen haben, das sie nun in entwerteten Pfunden zurückhalten, gleichkommen. Da uns jedoch diese Entwertung durch eine Panik an den ausländischen Börsen aufgezwungen wurde, so dürfen wir uns den dadurch entstandenen Vorteil zunutze machen.

Was aber wird mit den Inlandpreisen geschehen? Das ist eine Frage, die uns alle als Konsumenten angeht. Diejenigen, die nach dem Ausland exportieren, werden aus der Entwertung des Pfundes Vorteil ziehen; diejenigen, die importieren, werden mehr Pfunde als bisher für ihre Auslandkäufe zu zahlen haben. So wird möglicherweise der Preis der Importwaren steigen. Das wird dazu beitragen, der Einfuhr Einhalt zu tun, etwas, was unbedingt geschehen muß. Auf diese Weise, durch vermehrten Export und verringerten Import, können wir hoffen, unsere Handelsbilanz wieder aktiv zu machen und damit unsere finanzielle Lage zu bessern, deren Schwäche in letzter Zeit darauf zurückzuführen ist, daß wir zuviel im Ausland gekauft und zu wenig verkauft haben. In Anbetracht der in letzter Zeit vorgenommenen Senkung der Lebenshaltungskosten kann man annehmen, daß die Kleinhandelspreise in den Läden nicht über ein erträgliches Maß hinaus steigen werden.

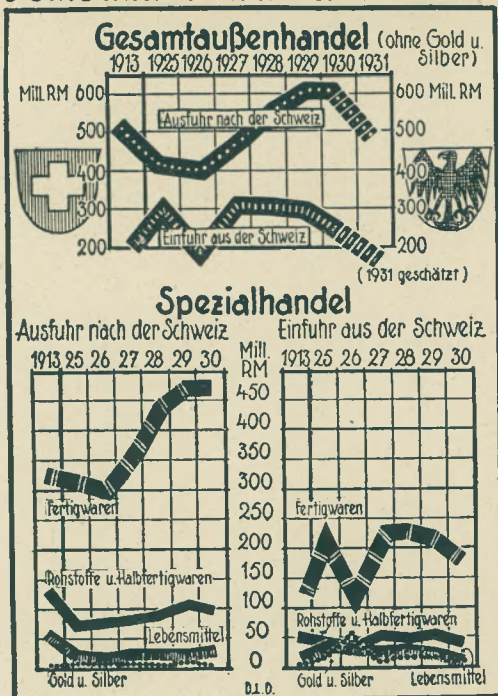
Solange unser Budget nicht im Gleichgewicht war, bestand die weitere Gefahr, daß die Preisgabe der Golddeckung für das Pfund zu unbegrenztem Notendruck führen könne, falls die Regierung sich entschloße, diesen Weg zur Deckung ihrer Verbindlichkeiten zu beschreiten. Bei zu schneller Vermehrung des Notenumlaufs müßte die Kaufkraft der Noten unweigerlich sinken, wie es im Kriege der Fall war; ja wir würden sogar Gefahr laufen, daß eine Inflation, d. h. ein Zustand einträte, wo das Papiergeld in solchem Tempo auf den Markt geworfen wird, daß es täglich und stündlich an Wert verliert, daß die Preise in schwindelnde Höhen steigen und allgemeines Chaos und Panik entstehen. Diese Dinge sollten jedoch in einem vernünftig regierten Land, das nicht den Kopf verliert, unmöglich sein. Und jetzt, nachdem das Budget ausbalanciert ist, haben wir die Gewissheit, daß es bei uns dazu nicht kommen wird.

Hausfleiß im Frankenwald.

Aus: „Die deutsche Hausfrau“, Zeitschrift des Reichsverbandes Deutscher Hausfrauenvereine.

Der vergangene Monat stand im Zeichen der „Deutschen Woche“ unter dem Leitgedanken: „Kauft deutsche Ware, und ihr schafft Arbeit und Brot!“ Ob in den Ausstellungen, die gelegentlich der Deutschen Woche veranstaltet wurden, auch die Arbeiten der Hausindustrie im Frankenwald berücksichtigt wurden, entzieht sich meiner Kenntnis; ich befürchte, daß wenige unserer Leser dieses abgelegene Gebiet und das, was dort der Hausfleiß hervorbringt, kennen. Ein wenig erschlossenes Gebiet, das dem Naturfreund viele Freuden bringt. Der Wechsel von dunklem Wald und grünen Wiesen, Siedlungen von wenigen Häusern, zahlreichen Teichen, die in der Sonne wie blaue Augen locken, tiefe Stille und Abgeschiedenheit. Diese Stille, fernab vom großen Verkehr, die dem ruhesuchenden Städter so unendlich wohl tut, ist für die Bewohner des Frankenwaldes eine der Ursachen der Not und der Armut, die in vielen Ortschaften herrscht. Manche Zeitungen schildern diese Not; aber den richtigen Einblick gewinnt nur der, der sich mit Einheimischen ausspricht und der Einsicht in die Älten, die Notschreie der Gemeinden nehmen durfte. Der Boden des Frankenwaldes ist arm, der Winter lang, das Klima herb. Das Gebiet ist wenig erschlossen, die Verkehrswege sind vielfach in so schlechtem Zustande, daß ein großer Verkehr mit Lastautos usw. unmöglich ist. Das Eisenbahnnetz ist wenig ausgebaut; so fehlen die Möglichkeiten, die Waren, die in althergebrachter Hausindustrie hergestellt werden, auf den Markt in die Städte zu bringen. Die wiederholten Bitten der Gemeinden, Straßen zu bauen, können nicht erfüllt werden, da dem Staat die Mittel fehlen; den Gemeinden mangelt es an Geld, da von den Bewohnern die Steuern nicht voll

Der Außenhandel Deutschlands mit der Schweiz

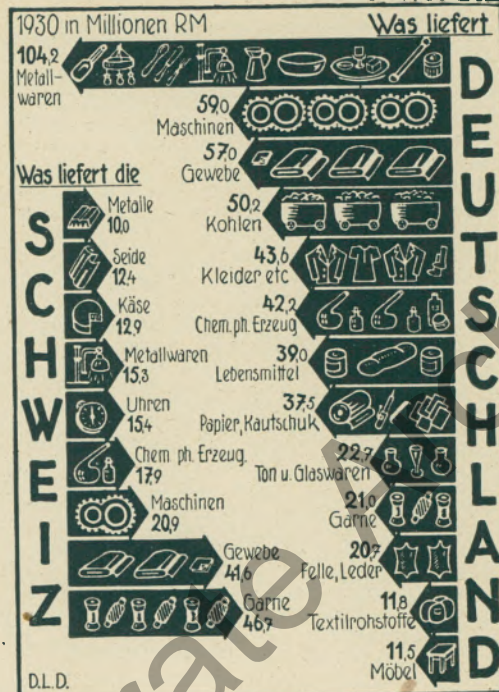


Die Entwicklung des Außenhandels zwischen Deutschland und der Schweiz.

Die Schweiz hat den Handelsvertrag mit Deutschland gekündigt, weil durch die wachsende Einfuhr deutscher Waren zu verbilligten Preisen die schweizerische Industrie schwer gefährdet sei. Auf unserem Schaubilde links ist die Entwicklung der deutschen Ausfuhr nach der Schweiz dargestellt. Man sieht, daß die deutsche Fertigwarenausfuhr in den Jahren 1927, 1928 und 1929 ganz beträchtlich gesteigert wurde und sich 1930 noch behaupten konnte, während die Einfuhr schweizerischer Waren nach Deutschland schon 1929, noch stärker 1930 zurückging. In diesem Rückgang sind alle Warenarten gleichmäßig beteiligt. Seit 1930 ist aber auch der Rückgang der deutschen Fertigwarenausfuhr nach der Schweiz ganz beträchtlich. Die deutsche Ausfuhr nach der Schweiz ist mit etwa 500 Mill. RM. im Jahre 1931 immerhin noch ganz bedeutend, zudem uns die Schweiz nur für 200 Mill. RM. Waren voraussichtlich im Laufe des Jahres liefern wird. Wie das rechte Bild zeigt, liefert Deutschland an die Schweiz zum größten Teil Waren, die diese selbst nicht erzeugen kann. Nur in Textilien herrscht ein wechselseitiger Austausch vor. Wenn die Schweiz insgesamt eine stark passive Handelsbilanz mit Deutschland hat, so darf man aber nicht vergessen, daß in normalen Zeiten dies durch die zahlreichen Reisen der Deutschen in die Schweiz ausgeglichen wird. Nur die schwierige Notlage der deutschen Wirtschaft zwang die deutschen Reisenden, sich den Genuß einer Reise in die Schweizer Berge zu versagen.

bezahlt werden können. In den Städten liegen die Fabriken still, es fehlen Absatzmöglichkeiten. Auf den benötigten Rohmaterialien liegt ein zu hoher Zoll; Waren, die ehemals ausschließlich im Frankenwald hergestellt wurden, wie Seidenschals, Tücher und Seidenschurze, werden nunmehr im Ausland gearbeitet; dort sind die Löhne bedeutend niedriger, somit ist die deutsche Ware nicht mehr konkurrenzfähig. Große Arbeitslosigkeit überall! Das Holz in den Wäldern kann nicht verwertet werden, der Fuhrlohn ist zu hoch, die Tschechoslowakei kann billiger liefern; die Hauswebereien mußten die Arbeit einstellen, die Stoffe wurden zu teuer. Ein großes Gebiet der Handarbeit ist die Stickerie von Haus- und Leibwäsche und Vorhängen. Diese Stickerie in ihrer Eigenart hat sich seit etwa vierhundert Jahren entwickelt; in Bad Steben ist wohl kein Haus, in dem diese Arbeiten nicht angefertigt werden. Es gibt Häuser, in denen sämtliche Mitglieder der Familie arbeiten, auch die männlichen, sei es als Musterzeichner oder gleichfalls als Sticker. Das Ausziehen der Fäden aus den Stoffen, die vorbereitende Arbeit für die Stickerie, bedingt sehr gute Sehkraft; nur wenige Frauen können nach dem zweiunddreißigsten Lebensjahre noch diese Arbeit leisten, aber die Sehkraft reicht noch aus zur feinsten Nadelarbeit in den schönsten, vielseitigsten Mustern. Der kostbare Stoff zum Kulaustore, bis zum feinsten Crêpe de Chine für Wäsche und Kleider wird mit dieser Stickerie verziert; die die Hausfrau neben ihrer Schönheit noch durch die Preiswürdigkeit erfreut. Aus langjähriger Erfahrung weiß die Schreiberin dieses, wie haltbar die Sachen trotz der Feinheit der Stickerie sind, besitzt sie doch seit Jahren Bett- und Leibwäsche, Vorhänge usw. aus dem Frankenwald. Groß ist die Industrie auch im Filieren und Fälssticken. Sobald es die Witterung erlaubt, sitzen die Frauen mit dem Kuletrahmen vor den Haustüren; die Rahmen sind so groß, daß zwei bis drei Frauen an demselben gleichzeitig arbeiten können. Neben diesen Handarbeiten wird auch viel gekloppt. In der staatlichen Klopplerschule in Nordthalen sitzen die Schülerinnen jeden Alters nach der Schulzeit an ihren einfachen, selbst hergestellten Klopplisten: eine Zigarrentaste, aus deren Schmalseiten eine Rundung ausgeschnitten ist, in der die selbstgestopfte Klopplrolle liegt.

Was kauft und liefert die Schweiz



Eine freundliche Lehrerin gibt hier einen Rat, beseitigt dort Fehler, entwirrt durcheinandergesessene Klöppel; sie findet aber doch Zeit, der Besucherin manche Frage zu beantworten und die vielen fertigen Sachen zu zeigen, die des Verkaufes harren. Auch hier wieder die bange, eindringliche Frage: Können die Hausfrauen hier in der Stadt nicht Verkaufsmöglichkeiten verschaffen? Auch für die früher in hoher Blüte stehende Korb- und Taschinenschleiferei fehlen die Absatzgebiete; Arbeitslosigkeit, bittere Armut überall! Ein Beamter eines Magistrats erzählte, daß in einigen Orten des Frankenwaldes diese Not schon seit Jahren herrscht; die Kinder können die Schule nicht besuchen, weil ihnen Kleider und Schuhe fehlen, die Wege sind weit; feste Schuhe müssen die Kinder haben, die Wege sind schlecht, der Winter ist lang, und für lange Zeit liegt der hohe Schnee in oft unpasseierbaren Schneeverwehungen, die jeglichen Verkehr hemmen. Mit großer Sorge sehen die Bewohner des Frankenwaldes dem nächsten Winter entgegen, ist doch durch das anhaltend schlechte Wetter in diesem Sommer der größte Teil der Ernte vernichtet. Seit mehreren Jahren für einige Wochen im Frankenwald Ruhe und Erholung suchend, habe ich tiefe Einblicke in den Gletsch und den großen Arbeitswillen, andererseits aber auch in die Not, die in der Bevölkerung herrscht, gewonnen, und deshalb gebe ich die Bitte, die so oft und eindringlich an mich gerichtet wurde, mit voller Überzeugung und in der Hoffnung, daß sie Gehör finden möge, weiter: „Helft, ihr Hausfrauen und Mütter, damit unsere Kinder nicht hungern und frieren müssen; gebt uns Verkaufsmöglichkeiten für unsere Arbeiten, sendet Kleider und Lebensmittel, und sei es auch in kleinen Packungen, wie derzeit die Feldpostpakete; jede kleinste Gabe wird dankend angenommen.“

Weihnachten ist nicht mehr fern, helft Weihnachtsfreude in den Frankenwald bringen!

Zu weiterer Auskunft bin ich jederzeit bereit, auch gebe ich gern Anschriften für Musterfundung und zur Ausführung von Stickerien nach Angabe.

Evelina Trostorf, Bremen, Kaiser-Friedrich-Str. 17.

Glas für alles.

Aus einem Artikel von William Pickett Helm und Norman Evans in „The World Today“, London.

Etwas Erstaunliches ist das nichtersplitternde Sicherheitsglas. Es wird hergestellt wie ein belegtes Butterbrot: Fensterglas ist das Brot, und Spiegelglas kommt als Belag darauf. Zwischen beide kommen Streifen durchsichtiger Lamellen, deren einer Hauptbestandteil Pyralin ist. Zuerst kommt das Fensterglas, dann die Lamellenzwischenlage, darauf das Spiegelglas, dann noch eine Lamellenschicht und schließlich als oberste Schicht wiederum Fensterglas. Dieses Glasbutterbrot wird mit hydraulischem Druck von ungefähr 30 Kilogramm pro Quadratzentimeter stundenlang aufeinandergepreßt. Der Druck schweißt das Ganze zu einer einzigen Masse zusammen.

Ein Angestellter der Glashütte nimmt es uns aus der Hand und stellt es aufrecht in eine Nille auf der Spitze eines Pfostens. Dann tritt er etwa sechs Schritte zurück, zieht eine Pistole aus der Tasche, zielt und drückt ab. Wir prüfen die Zielscheibe. Das 11,4-Millimeter-Stahlmantelgeschloß hat seine Spur zurückgelassen, aber die zolldicke Glasplatte nicht durchschlagen; es ist abgeplatzt zu Boden gefallen. Das Glas weist dort, wo die Kugel auftraf, eine runde Vertiefung auf; gesprungen oder zerbrochen ist es nicht.

Am gebräuchlichsten ist die Verwendung dieses unzerbrechlichen Glases bei Fenster- und Windschutzscheiben im Auto. Bei zahllosen Autounfällen sind die Insassen dadurch, daß die Fenster ihres Wagens aus diesem Sicherheitsglas bestanden, vor schweren Verletzungen bewahrt geblieben. Ferner wird es von vielen Läden und Ausstellungshallen für Schaufenster und Schaukästen verwandt, in denen Juwelen und andere Wertobjekte ausgestellt werden.

Spiegelglas findet heute in wachsendem Umfange im Baugewerbe Anwendung. Die führenden Männer der Glasindustrie sehen voller Optimismus in die Zukunft. Es liegt kein Grund vor, weshalb das Haus der Zukunft nicht Wände aus Glas haben sollte, die auf einem Stahlgerippe montiert sind. Mauern und Gesimse werden in der Hauptsache aus verschiedenfarbigem Glas bestehen. Die Farben werden unwirklich sein; sie bedürfen nur der Behandlung mit Wasser und Seife, um Glanz und Schönheit zu bewahren. Alle Fenster und sonstigen durchsichtigen Teile werden aus Glas gefertigt sein, das für ultraviolette Strahlen durchlässig ist.

Im Innern werden Wände und Decken Glasbelag erhalten. In Glas, das seine Frische und Farbe dauernd erhält, werden heute die erlesensten Farbenwirkungen erzielt, die Menschenhände herzustellen vermögen. Im Esszimmer werden Tische und Büfette zur Erhöhung und Erhaltung ihrer Schönheit mit Glas plattiert sein. Das Essen wird auf Glasplatten serviert werden; schon heute ist jede nur denkbare Form, Farbe oder Dekoration zu haben.

Die Küchenwände werden aus hygienischen Gründen mit getönten Glasplatten belegt sein. Töpfe und Pfannen werden aus Glas bestehen. Keinerlei Nahrungsmittel werden mehr in Blechdosen aufbewahrt werden; man wird nicht mehr zulassen, daß die Nahrung irgendwie mit Metall in Berührung kommt.

Durch Drahtgesticht verstärktes Wellglas wird zur Herstellung der Dächer dienen. Auch Glas, das nur von einer Seite aus durchsichtig ist, wird beim Hausbau eine große Rolle spielen. Von der einen Seite aus kann man durch dieses Glas alles, was sich draußen abspielt, ebenso deutlich erkennen wie durch jedes gewöhnliche Fenster. Man selbst jedoch kann von außen nicht oder nur sehr undeutlich gesehen werden. Ganz raffinierte Leute werden sogar Blumen aus Glas haben, wie man sie heute aus handgeblasenem Glas und in Tönungen herstellt, die an Farbenpracht nicht von den wunderbarsten Naturschöpfungen übertroffen werden.

Die letzten Tage Simon Bolívars, des Befreiers Südamerikas.

Aus einem Aufsatz von Dr. Ricardo J. Alfaro, dem Präsidenten der Republik Panama, in der „Revista de las Españas“, Madrid.

Gegen Mitte Mai des Jahres 1830 glitt eines jener plumpen Flußschiffe, die damals den Verkehr zwischen der Küste und der granadischen Hochebene vermittelten, langsam den Magdalenaestrom hinab. In dem Schiff reiste von Bogotá nach Cartagena ein Mann, zu dem seine Begleiter mit Ehrerbietung aufschauten: Simon Bolívar, der Schöpfer Kolumbiens, der Befreier Perus, der Gründer Boliviens. Noch nicht einmal fünfzigjährig, hatte dieser rastlose und temperamentsvolle Mann ein Leben voller Gefahren und Schicksalschläge hinter sich, war mit Glanz und Ehren überhäuft worden, hatte mit unermüdlicher Energie den Schwur, seine Heimat aus den Händen der Spanier zu befreien, in die Tat umgesetzt, um dann hinterher von Neidern und Feinden verraten, aller seiner einst so reichen, für das Vaterland geopfert Mittel entbößt, vorzeitig in seiner Kraft gebrochen einem Leben voller Dürftigkeit entgegenzugehen.

Der einstige Diktator Boliviens und auf Lebenszeit gewählte Präsident Perus hatte, monarchischer Pläne beschuldigt, als Präsident Kolumbiens abdanken müssen und suchte jetzt die ruhespendende Zufluchtsstätte, deren er so dringend bedurfte. Er hatte den Wunsch, sich nach Europa zu begeben, und verfügte doch nicht über hinreichende Mittel, um dort ein auskömmliches Leben führen zu können. Seine Uneigennützigkeit hatte ihm niemals gestattet, ein Vermögen anzuhäufen; darum konnte er, der über die Einkünfte von fünf Ländern hatte verfügen können, und der die ihm von Peru angebotene Million ausgeschlagen hatte, aus Geldmangel nicht die Reise unternehmen, welche seine Gesundheit und sein Ruhebedürfnis dringend erforderten. Seine Landsleute in Venezuela betrachteten ihn als einen Staatsfeind und verweigerten ihm die Erlaubnis zum Betreten seines Geburtslandes.

Er beschloß, nach Curacao oder Jamaika zu fahren, um dort den Ausgang des Prozesses abzuwarten, durch den man ihn um das Erbe seiner Vorfahren bringen wollte. Vor allem wollte er Kolumbien den Rücken kehren. „Ich bin entschlossen, nicht zurückzukehren und meinen undankbaren Mitbürgern niemals wieder zu dienen.“ Sein Wunsch sollte nicht in Erfüllung gehen! Er hat Kolumbien nicht verlassen.

Am 24. Juni wollte Bolívar auf einem englischen Segelschiff von Cartagena nach Europa reisen, aber nachdem schon sein Gepäck an Bord gebracht war, strandete das Schiff in der Bucht von Cartagena.

Am Abend des 1. Juli meldete man ihm die Ermordung Sucre's, seines besten Freundes, des Siegers von Ayacucho und entscheidenden Förderers der Unabhängigkeit Südamerikas. Es war ein vernichtender Schlag für Bolívar. Seit dieser tragischen Nacht verließ ihn nicht mehr das Fieber.

Eine neue aus Ruder gekommene revolutionäre Regierung in Bogotá rief ihn im September zurück, um ihm die Macht zu übertragen; aber da diese Regierung sich nicht auf die Mehrheit des Volkes stützte, so hielt Bolívar sich nicht für berechtigt, dem Rufe Folge zu leisten. Man versuchte ihn zu überzeugen, daß dem Lande Anarchie bevorstände, wenn er nicht die Regierungsgeschäfte übernehme, sei es selbst als Diktator; aber er erklärte, er habe nicht das Recht, die Zügel der Regierung zu ergreifen, da diese von dem rechtmäßigen Inhaber nicht rechtmäßig abgetreten worden seien.

Sein Gesundheitszustand verschlechterte sich. Ein heftiger Rheumatismus verursachte ihm unerträgliche Schmerzen. Am 28. November schiffte er sich nach Santa Marta ein, in der Hoffnung, daß ihm die Seereise und das Klima dort gut bekommen würden. Sein Leiden jedoch verschlimmerte sich, und zu spät zog er einen Arzt zu Rate. Am 17. Dezember 1830 schloß der unsterbliche Held Südamerikas seine Augen für immer. Erst die Nachwelt hat seine Verdienste um Südamerika voll und ganz gewürdigt.

„Das Werk“ im Spiegel der amerikanischen Presse.

... Die vorbildlich ausgestattete und geleitete Monatsschrift „Das Werk“ gilt mit Recht als eine der vornehmsten Monatsschriften, die heute in Deutschland herauskommen. ... Die Tagespolitik direkt wird in den Blättern kaum berührt, dagegen die brennenden Zeitprobleme, vor allem der Wirtschaft und der nationalen Belange, von hoher und durchaus überparteilicher Warte. ... Die bildliche Ausstattung bringt Radierungen, Federzeichnungen, Lithographien erster Künstler neben ausgewählten Proben der Lichtbildkunst.

... Es ist gelungen, die Eigenart dieses vorbildlichen Unternehmens so herauszuarbeiten, daß es einen besonderen Genuß gewährt, jene Blätter zur Hand zu nehmen und sich in sie zu vertiefen. „Das Werk“ hat mit illustrierten Dutzenderzeugnissen nicht das geringste gemeinsam. Es vermeidet jede Effekthascherei und jegliche Sensation, ist auf klarer Grundlage aufgebaut und bemüht, dem Gebildeten inmitten der Wirrnisse unserer Tage einen Ruhepunkt zu geben, und zwar nicht nur dem Leser, der inmitten der Industrie steht oder Berührungspunkte zu dieser hat, sondern darüber hinaus jedem, der sich abseits von literarischen und ähnlichen Strömungen ein Bild machen will von jenen Kräften, die mit in erster Linie dazu berufen sind, am Wiederaufbau zu schaffen. ... Vor allem aber ist es auch der ausgezeichnete, künstlerisch hochwertige Bildschmuck, der „Das Werk“ in erhöhtem Maße beachtenswert macht. Wir halten es für unsere Pflicht, die Gebildeten aller Stände auf diese Zeitschrift erneut und immer wieder aufmerksam zu machen.

The New Era (Die Neue Zeit), New Ulm (Minnesota, USA.).



Wie wirkt die Einkommensminderung auf die Haushaltsführung?

Von Dr. Helene S. Müller, Bonn.

Die sich aus der gegenwärtigen Wirtschaftskrise ergebenden Kürzungen der Gehälter machen sich in fast allen Hauswirtschaften — auch in den nicht unmittelbar davon betroffenen — als „Einkommensminderungen“ fühlbar. Daraus erwachsen der Hausfrau als Leiterin der Hauswirtschaft, der vornehmlich die Einkommensumformung in konsumfähige Güter obliegt, größere wirtschaftliche Aufgaben als dem Einkommensbezieher selbst. Entscheidend für die Erfüllung dieser Pflichten ist, daß die Hausfrau die Notwendigkeit einer sofortigen Umstellung ihrer Haushaltsdispositionen erkennt und das derzeitige Einkommen der größtmöglichen Ausnutzung für die Bedürfnisbefriedigung ihrer Familie zuführt. Eine verzögerte Umstellung oder gar ein „Eichselstüberlassen“ birgt unabwendbare Gefahren in sich, indem die Hauswirtschaften Verpflichtungen (Lieferantenschulden) eingehen, die sie mit dem verminderten Einkommen nicht mehr decken können oder am Ende einer Einkommensperiode nicht mehr in der Lage sind, die notwendigsten Bedürfnisse (z. B. für gute Nahrung) zu befriedigen. Die Änderung der Ausgabenpositionen wird besonders für diejenigen Hauswirtschaften außerordentlich schwierig sein, die bisher gewohnheitsmäßig laufende Beschaffungen auf monatliche oder noch längere Kreditbeanspruchung vorgenommen haben oder aus langfristigen Abzahlungsverträgen noch hohe Raten zu leisten haben. Auch allgemein marktwirtschaftliche Erscheinungen erschweren die Umstellung auf die derzeitige Einkommenshöhe dadurch, daß die Preise der Bedarfsgüter nicht bzw. nur teilweise mit der veränderten Kaufkraft korrespondieren.

Wertvolle Unterlagen für diese „Ausgabenplanung“ im Rahmen des verminderten Einkommens bieten die Buchhaltung und der Haushaltsplan besonders dann, wenn letzterer monatlich untergeteilt ist und durch eine Gegenüberstellung mit den effektiven Ausgaben ergänzt wurde. Es ist anzunehmen, daß jede Hausfrau zum mindesten eine einfache Ausgabenrechnung führt, die täglich alle Ausgaben des Haushaltes aufnimmt, auch wenn sie nicht sachlich gesammelt und gruppiert sind; dennoch geben diese Eintragungen Anhaltspunkte für die Aufstellung eines Ausgabenplanes für einen Monat. Die starken Schwankungen sowohl auf der Einnahmenseite (Gehaltskürzungen) des Haushaltes, als auch der Ausgabenseite (Preisveränderungen der Lebensmittel, der Bekleidung usw.), die sich fast täglich verändern, bedingen, daß zweckmäßigerweise die Ausgabenplanung nur für eine kurze Zeitspanne, für einen Monat, erfolgt.

Voraussetzung für die Umstellung ist, daß die Hausfrau möglichst objektiv den Grad der Notwendigkeit der einzelnen Ausgabenarten erkennt und gegebenenfalls mit allen dem Haushalt angehörenden Personen die von ihr als erforderlich erkannten Ausgabeneinsparungen durchberät. Die Ausgabenpositionen des Haushaltes, die nach verschiedenen Gesichtspunkten in verschiedene Gruppen eingeteilt werden können, zergliedern wir für unsere Ausführungen am zweckmäßigsten in:

1. Ausgaben für die Befriedigung lebensnotwendiger Bedürfnisse (Wohnung, Nahrung und Kleidung),
2. Ausgaben für kulturelle Bedürfnisse, und
3. Ausgaben für Luxusbedürfnisse.

Dabei wollen wir die letzte Ausgabenklasse vollkommen außer acht lassen, weil eine Beurteilung darüber ausschließlich individueller Entscheidung vorbehalten bleiben muß. Es erscheint fast überflüssig, zu betonen, daß eine Bereitstellung von Mitteln für die Befriedigung von Luxusbedürfnissen erst dann erfolgen sollte, wenn das Einkommen zur Deckung der Ausgaben der Gruppen 1 und 2 ausreicht.

Die genaue Ermittlung der entbehrlichen und der unentbehrlichen Ausgaben für kulturelle Bedürfnisse bereitet besondere Schwierigkeiten

und wird stark von subjektiven Momenten beeinflusst. Die Befriedigung kultureller Bedürfnisse soll gewiß keinem Haushalt, keiner Familie abgesprochen werden — aber die Aufwendungen dafür müssen in einem angemessenen Verhältnis zu den lebensnotwendigen Bedürfnissen stehen und müssen harmonisch auf die zur Verfügung stehende Einkommenshöhe abgestimmt sein. In den Nachkriegsjahren sind in fast allen Hauswirtschaften, besonders in jenen mit heranwachsender Jugend, die Ausgaben für sportliche Veranstaltungen, Reisen, für den Besuch von Kaffeehäusern, Kinos und sonstigen Unterhaltungsstätten, für oberflächliche Unterhaltungsliteratur usw. außerordentlich gestiegen, während vielfach für die Pflege einer gediegenen „Hauskultur“, wie dies vor dem Kriege der Fall war, für die Anschaffung wertvoller Lektüre keine Mittel — und meist leider auch keine Zeit und kein Interesse — zur Verfügung waren. Der kulturelle Wert der obigen Ausgaben soll nicht verkannt werden, aber er übersteigt doch in mancher Familie die Höhe dessen, was für diese „Genüsse“ mit dem gegebenen Einkommen tragbar erscheint.

Unter den Ausgaben für die Befriedigung lebensnotwendiger Bedürfnisse nehmen die Ausgaben für die Wohnung einen prozentual hohen Raum ein; sie treten periodisch auf und gehören zu den unentbehrlichen, fixen Kosten eines Haushaltes. Es steht zu erwarten, daß eine Senkung der Wohnungsmieten erfolgt, wenn nicht die Nachfrage nach Klein- und Kleinstwohnungen noch mehr steigen soll und dadurch die großen Wohnungen unbenutzt werden. Die mittelbar durch die Wohnung auftretenden Kosten der Instandhaltung, Reinigung und Reparaturen können bei planvoller Disposition der Hausfrau auf ein Minimum beschränkt werden.

Besondere Aufmerksamkeit wird die Hausfrau bei dieser „Ausgabenplanung“ der großen Position „Nahrung“ schenken müssen, denn die Einsparung darf nicht auf Kosten der Gesundheit der Familienmitglieder gehen. Es wird zweckmäßig sein, einen Küchensettel für mehrere Tage, etwa eine Woche, aufzustellen, um so die genauen Kosten für die Beschaffung der Rohstoffe zu ermitteln; vielleicht kommt man damit auch wieder zum Teil zu der vor dem Krieg in gut geführten Haushalten üblichen „Vorratswirtschaft“. In den zahlreichen Koch- und Haushaltungsbüchern findet jede Hausfrau für die Zusammenstellung nährhafter, aber billiger Gerichte genügend Anregungen. — Bei den Ausgaben für Bekleidung wird die Hausfrau mehr denn je darauf bedacht sein müssen, nur solche Kleidungsstücke zu kaufen bzw. anfertigen zu lassen, die gegebenenfalls bei Modeänderung oder Bedarfsverschiebung umgearbeitet oder modernisiert werden können. In vielen Kreisen, besonders in der heranwachsenden Jugend, neigt man heute zu übertriebener „Modenachäffung“, ohne auf Qualität und Zweckmäßigkeit der Bekleidung zu sehen.

Die vorstehenden Ausführungen konnten in diesem Rahmen nur Anregungen geben, wie und womit die Hausfrau auf die Einkommensminderung reagieren muß. Die bunte Vielgestaltigkeit der Hauswirtschaften und der durch sie zu befriedigenden Bedürfnisse macht es unmöglich, ein allgemein anwendbares „Rezept“ zu verschreiben. Wichtig ist aber für alle Hausfrauen, daß sie den Ernst der ihr obliegenden Pflichten erkennen, daß sie unverzüglich an eine Umstellung ihrer Haushaltsführung herangehen, nach Möglichkeit mit allen Familienmitgliedern die Einkommensminderung und die sich für die Haus- und Lebensführung daraus ergebenden Folgen durchberaten. Trotz der Schwierigkeiten für die Leitung der Hauswirtschaften in den kommenden Wochen sollte jede Hausfrau bemüht bleiben, mit dem verminderten — ihr zur Verfügung stehenden — Einkommen die größtmögliche Wirtschaftlichkeit — im Interesse ihrer Familie — zu erzielen!

Es wäre für jeden Deutschen wert, daß er einmal hinaus in die Ferne käme, um zu erfahren, was aus Deutschland geworden sei. Dann würde er es recht lieben lernen, wie ein Sohn seine Mutter, als unantastbares heiliges Gut.
Jul. Stinde.

Gute und schlechte Luft.

Von Universitätsprofessor Dr. med. Alfred Fröhlich, Wien.

„Hier ist gute Luft“, oder „Hier ist schlechte Luft“ wird ungezählte Male geäußert, wenn man einen Raum betritt oder aus einem Raume sich ins Freie begibt, ohne daß der Luftkritiker auf Befragen in der Lage wäre, anzugeben, worin die gute oder schlechte Qualität der Luft denn eigentlich liegt.

Luft ist dann gut, wenn sie einerseits soviel Sauerstoff enthält, daß mühelos das Sauerstoffbedürfnis des Körpers durch die Atmung gedeckt werden kann, andererseits auch keine schädlichen Bestandteile in sich aufgenommen hat. Normalerweise enthält die atmosphärische Luft etwa 21 % Sauerstoff neben 78 % Stickstoff und etwas Kohlensäure. Erst wenn der Sauerstoffgehalt der Luft unter 10 % sinkt, kommt dies in gesteigerter Atemtätigkeit, und zwar hauptsächlich des lufteinsaugenden Teiles der Atembewegungen, zur Geltung. Vermehrte und vertiefte Atemzüge gleichen dann den Sauerstoffmangel der Luft aus. Dagegen hat eine Steigerung des Sauerstoffgehaltes bis auf 100 %, also Einatmung des reinen unverdünnten Sauerstoffes, weder auf die Atembewegungen noch auf den Sauerstoffverbrauch der Gewebe einen nachweisbaren Einfluß.

Man hat sich die Frage vorgelegt, ob die weitverbreitete Ansicht, daß die sich der Nase besonders fühlbar machende schlechte Luft in menschenbefüllten Räumen, wie in Theatern, Konzertsälen, Tanzsälen, giftige Stoffe enthalte, die durch die Lungen der vielen gleichzeitig anwesenden Personen ausgeatmet würden. Neuere experimentelle Forschungen haben in dieser Hinsicht nur negative Resultate gehabt. Die plötzlichen Ohnmachtsanfälle in derartigen Lokalen, von denen namentlich Frauen befallen werden, sind zurückzuführen auf die Einwirkung zu hoher Temperatur, fehlender Luftbewegung und vielleicht auf eine besondere Widerstandlosigkeit gegen gewisse in solcher Luft enthaltene sogenannte „Ekelstoffe“. Darunter sind unter anderem die mit dem Schweiß abgeforderten scharf und übel riechenden flüchtigen Fettsäuren zu verstehen. Auch das Gemenge von Tabakrauch, Parfüm und ausgeatmeter „verbrauchter“ Luft gehört gerade nicht zu den Annehmlichkeiten und kann bei sensiblen Personen, namentlich auch unter dem erregenden Einfluß der Erwartung des Vergnügens, Ohnmacht auslösen.

Die Nase ist in sehr vielen Fällen der wachsame Hüter der Gesundheit. Verdorbene Nahrungsmittel können durch den Geruchssinn häufig leichter und sicherer erkannt werden als durch die Zunge. So warnt auch der Geruchssinn vor verderblichen gasförmigen Beimischungen zur Atemluft, wenn diese einen eigenartigen Geruch besitzen. Aber auch geruchlose Gase, wie Kohlenoxyd, können sehr gefährlich werden.

Es ist einige Male dadurch zu schweren Kohlenoxydvergiftungen gekommen, daß der dumme Scherz gemacht wurde, schlafenden Personen den Docht einer glimmenden Kerze unter die Nase zu halten. Interessanterweise vermag Kohlendunst in geringen Mengen glühende Eisenplatten zu durchdringen, doch ist diese Gefahr ungleich geringer als jene, die dadurch gegeben ist, daß eine auf einem glühenden Ofen befindliche dicke Staubschicht ins Glimmen gerät und reichlich Kohlenoxyd entwickelt. Nicht ungefährlich ist auch das Verwenden von mit glühenden und glimmenden Holzkohlen beschickten Bügeleisen, die besser durch elektrisch oder mit Gas erwärmte Bügelapparate ersetzt werden sollten. Auch die offenen Holzkohlenfeuer der Schmiede, blakende und rufende Petroleumdohlampen und Gasbadeöfen in kleinen Badezimmern können durch das entwickelte Kohlenoxyd gelegentlich gefährlich sein. In allen derartigen Fällen kann die Gefahr nur durch ausgiebiges Lüften dieser Räume gebannt werden.

Das Kohlenoxyd (Leuchtgas, Kohlendunst, böse Wetter) ist kein unmittelbar die Atmung lähmendes Gift, sondern ein schweres, ungemein gefährliches Blutgift, da es sich mit dem in den roten Blutkörperchen

enthaltenen Blutfarbstoff, dem Hämoglobin, mehr als zweihundertmal so begierig verbindet, als es der Sauerstoff der Luft zu tun vermag. Ein Gehalt von einem Prozent führt sehr schnell zu schwersten Vergiftungserscheinungen. Nur durch unermüdliches Aufrechterhalten der natürlichen oder, falls erforderlich, der künstlichen Atmung kann das Kohlenoxyd wieder aus seiner Verbindung mit dem Blute freigemacht und allmählich ausgeatmet werden. Zu einer völligen Verdrängung des Sauerstoffes aus dem Blute durch das Kohlenoxyd kommt es allerdings niemals, weil der Tod schon eintritt, wenn nur mehr als 20 bis 30 % des Blutfarbstoffes für Sauerstoff frei, der Rest aber schon von Kohlenoxyd besetzt ist.

Neben der Wirkung auf das Blut hat Kohlenoxyd noch schwer schädigende Wirkungen auf das Nervensystem. Diese beiden Giftwirkungen erklären die Symptome der Vergiftung: Betäubung, Muskelzuckungen, Lähmungen aller Art, Atemlähmung. Die Hoffnung, das Leben zu erhalten, ist groß, wenn die Lähmungen noch nicht zu weit vorgeschritten sind. Man hat noch Menschen retten können, die bis zu vierzig Stunden in der Giftatmosphäre geblieben waren; andere freilich starben schon nach wenig Stunden.

Das Endprodukt der vollständigen Verbrennung von Kohlenstoff, die Kohlensäure, ist gleichfalls, wenn sie eingeatmet wird, ein schweres Gift für Mensch und Tier. Die Mengen Kohlensäure, die sich normalerweise in der Luft finden, sind so gering, daß sie keine Giftwirkung mehr haben. An manchen Stellen der Erde aber, so zum Beispiel in der berühmten Hundsgrotte bei Neapel und im Giffetal auf Java, entströmt sie in so großen Mengen den Spalten der Erde, daß Vögel, die das Giffetal unbesonnen zu überfliegen gedenken, erstickt zu Boden fallen. Das gleiche widerfährt dem treuen Freunde des Menschen, dem Hunde, den man, um dem wißbegierigen Fremden die Wirkung der Kohlensäure zu demonstrieren, in die Hundsgrotte mitnimmt. Kohlensäure ist viel schwerer als Luft und sammelt sich daher nahe am Boden an. Der Hund erstickt, der begleitende Mensch, der sein Haupt aufrecht trägt, überragt die giftige Kohlensäure und bleibt von der Giftwirkung verschont. Da der Hund in der frischen Luft außerhalb der Grotte aber bald wieder zu atmen beginnt und das Bewußtsein wiederfindet, genießt er den Vorzug, sein Leben lang als Virtuoso der Erstickung vor einem verehrlichen Publikum produzieren zu dürfen.

Kohlensäure ist kein atembares Gas und verfest überdies das Nervensystem in tiefer Narkose. Das Trinken kohlenstoffhaltiger Getränke führt natürlich zu keiner Kohlensäurevergiftung, wie jedermann weiß, der einmal Champagner oder das weit billigere Sodawasser getrunken hat. Dagegen kann der Aufenthalt in einem Zimmer, dessen Kohlensäuregehalt man auf etwa 8 % erhöht hat, der eintretenden Vergiftungserscheinungen halber kaum eine halbe Stunde ertragen werden. Bei eingetretener Kohlensäurevergiftung genügt meistens das einfache Verbringen des Vergifteten in einen frische Luft enthaltenden Raum, allenfalls unter Zuhilfenahme von künstlicher Atmung mit oder ohne Einblasung von Sauerstoff in die Lungen, um die Gefahr zu beseitigen.

Wie ersichtlich, sind der Möglichkeit, durch Luft, welche durch gesundheitsgefährliche Beimischungen verunreinigt ist, zu erkranken, nicht wenige. Man wird daraus die Lehre abzuleiten haben, in allen Räumen, in denen man sich längere Zeit aufzuhalten hat, ganz besonders aber in den Schlafzimmern, für stetige Erneuerung der Luft zu sorgen. Schlafzimmer sollten grundsätzlich nicht mit Gasbeleuchtung versehen sein oder mit absperrbaren Öfen beheizt werden. Nicht eindrucklich genug kann der Rat gegeben werden, sich an das Schlafen bei geöffneten Fenstern, selbst im Winter, zu gewöhnen.

Wer für reine, frische und kühle Luft in seinem Schlafzimmer Sorge trägt, kann viele Tage des Landaufenthaltes ersparen oder den Landaufenthalt zu andern Dingen als zum bloßen „Luftschnappen“ verwenden. Darum: Laßt Luft in die Zimmer hinein! Aber auch Sonne!

Über 2000 Sonderdrucke

sind im Laufe des letzten Jahres
neben zahlreichen Sammelmappen
und Einbanddecken

als Werbeprämien verteilt

worden. Wir danken an dieser
Stelle allen „Werk“-Lesern, die
sich so tatkräftig für die Verbrei-
tung unserer Zeitschrift eingesetzt
haben, und teilen auf zahlreiche
in den letzten Monaten eingelaufene
Anfragen mit, daß wir uns
entschlossen haben,

auch im kommenden Jahre Werbeprämien

zur Verteilung zu bringen. Nähere
Einzelheiten enthält die Seite 575.

Vorschnitte der Technik

Auf dem Kongress der Naturforscher und Ärzte im Jahre 1928 prägte Professor Walden, einer der bedeutendsten Chemiker, das Wort: „Die Enzyme, die Katalysatoren der Lebensvorgänge, erforschen, heißt das Leben selbst erforschen. Die Enzyme synthetisch darstellen und variieren heißt die Lebensvorgänge, z. B. in den Pflanzenzellen, regulieren und dem menschlichen Willen untertan machen.“

Damit war ein Programm auf ganz lange Sicht gegeben, das der Wissenschaft und Technik einen ganz neuen Kontinent zu erschließen verspricht. Welche Bedeutung die Beherrschung z. B. des Assimilationsvorganges der Pflanzen für die Gestaltung der Ernten, des Ausgleichs klimatischer und jahreszeitlicher Schwankungen und der Steigerung der Erträge haben würde, braucht nicht weiter ausgemalt zu werden.

Die nicht immer beglückende Art, wie die Fortschritte der Technik für den Menschen sich auswirken, macht es wohl verständlich, daß sich das Bestreben mancher Forscher jetzt weniger darauf richtet, den Menschen auf dem Umwege über eine bessere Güterversorgung glücklicher zu machen, sondern unmittelbar durch Bekämpfung der Krankheiten, Erhöhung der Gesundheit, der Lebensfreude und des Alters. Also immer noch der „Stein der Weisen“, nach dem die Alchimisten des Mittelalters suchten, nur daß die damit mögliche Umwandlung der Metalle in Gold nicht mehr an erster Stelle steht? Ja, die Wünsche der Menschen bleiben im Grunde die gleichen; die große Popularität, die die Verjüngung durch die Drüsen der inneren Sekretion vor Jahren erlangte, zeigt, daß der Forschung hier sehr dankbare Aufgaben winken. Allerdings mußte man erkennen, daß keine Augenblickserfolge möglich sind, wie man in der ersten Freude meinte, sondern daß die Arbeit von Jahrzehnten dazu gehören wird.

Wie Professor Walden in dem erwähnten Zitat andeutete, ist die Reindarstellung der Enzyme das erste Ziel, das der Erkenntnis ihrer Struktur vorausgehen muß, um dann den Weg zur Variation und zur künstlichen Darstellung zu finden. In zwei Richtungen hat die Forschung bereits große Fortschritte gemacht: dem Erforscher der Vitamine, Professor Windaus, Göttingen, der für seine Arbeiten im Vorjahre den Nobelpreis erhielt, ist es gelungen, das Vitamin D kristallisiert, d. h. rein zu gewinnen. Einem jungen Chemiker, Dr. Britenandt, ebenfalls in Göttingen, ist es gelungen, das männliche Sexualhormon zu kristallisieren, was ihm vor zwei Jahren mit dem weiblichen ebenfalls gelungen war. Früher schon hatte Windaus die antirachitische Wirkung von ultraviolettbestrahltem Cholesterin, einem stearinartigen Körper, entdeckt und daraus den wirksamen Bestandteil isoliert, dem er den Namen Ergosterin gab. Durch Bestrahlung dieser Substanz mit Ultraviolettlicht einer ganz bestimmten Wellenlänge entsteht daraus zu 50 % Vitamin D. Dieses wirkt in Spuren von 0,0003 Milligramm deutlich antirachitisch; Mengen von 0,05 Milligramm wirken bereits giftig. Die nächste Aufgabe ist nun, erst einmal größere Mengen des Vitamins herzustellen und dann die chemische Formel zu ermitteln, die dem Chemiker ein Wegweiser zur künstlichen Herstellung ist.

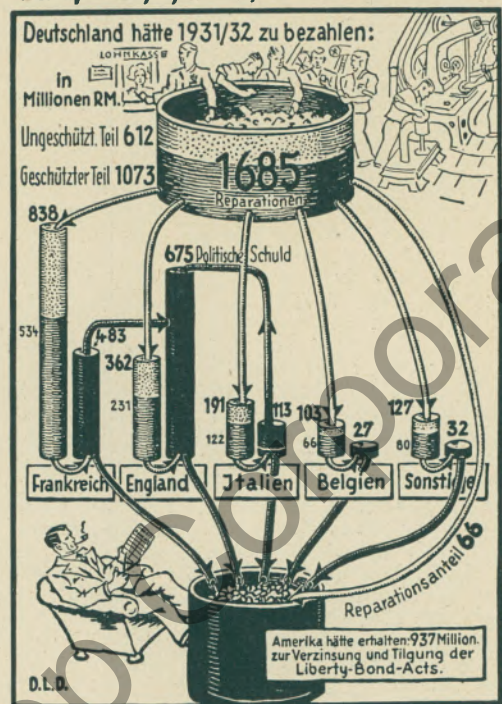
Bei den Hormonen ist man schon so weit, daß man die chemische Formel aufstellen kann — 15 Milligramm des kristallisierten männlichen Sexualhormons sind vorhanden. Es zeigt sich, daß die Formeln beider Sexualhormone große Ähnlichkeit miteinander haben und noch mehr: man kann aus der Formel auf einen Zusammenhang mit den Gallensäuren und Stearinsäuren, aus denen Windaus das Vitamin D darstellte. Der Laie wird aus den Formeln zwar nicht viel sehen, immerhin ist es ja gut, wenn man weiß, wie der Sex appeal in der Westentasche aussieht: das weibliche Sexualhormon hat die Formel $C_{18}H_{22}O_2$, das männliche $C_{16}H_{20}O_2$. Man sieht diesen Formeln die erstaunliche Wirkung der Hormone also nicht an, der Chemiker aber erhält dadurch, wie gesagt, außerordentlich wertvolle Fingerzeige. Sehr wichtig ist die große Beständigkeit der Hormone, man kann sie sogar im Hochvakuum bei Temperaturen von 80 bis 150 Grad Celsius destillieren; man braucht also nicht zu befürchten, daß der Stein der Weisen uns unter den Fingern immer wieder zerbricht, wenn wir ihn fassen wollen. Versuche mit Froschherzen haben übrigens ergeben, daß auch das Herzhormon, das den Pulsschlag reguliert, selbst im nicht mehr funktionsfähigen Herzmuskel ein bis zweieinhalb Monate wirksam bleibt.

Der Weg übrigens von der Kenntnis der chemischen Formel bis zur künstlichen Herstellung kann doch auch sehr weit sein. Bereits im Jahre 1918 gelang es Professor Rabe, Hamburg, die chemische Formel für Chinin zu finden, aber erst jetzt, nach mehr als zwölf Jahren, glückte ihm seine synthetische Darstellung. Der Bekämpfung der Krankheiten ist damit ein großer Dienst erwiesen. Denn nunmehr kann man nicht nur das Chinin selbst, das unentbehrliche Malariamittel, herstellen, sondern auch eine ganze Reihe abgeleiteter Verbindungen, in denen die Wirkung des Chinins nach verschiedenen Richtungen modifiziert werden kann. — Bei dem Chinin handelt es sich um ein Mittel gegen Krankheitserreger; bei den Hormonen und Vitaminen aber erlöst die Wissenschaft den Arzt von dem Fluche, an den Symptomen herumkurieren zu müssen, wenigstens bei manchen Krankheiten. — Hoffnungsreiches Neuland!

In der Technik soll es wohl keine endgültigen Lösungen geben; es sollen sich keine endgültigen Formen herauskristallisieren! Jedenfalls — noch nicht! Wie lange ist es her, da meinte man, man sei in der Dampftechnik an der Grenze angekommen, über die hinaus weitere Anstrengungen den Aufwand nicht mehr lohnten. Die Erprobung

der Hochdruckdampfmaschine auf dem Dampfer „Ulckermark“ der Hapag, ein Bensonkessel, der über dem kritischen Druck von 225 Atmosphären und über 375 Grad Celsius arbeitet, hat so günstige Ergebnisse gebracht, daß damit die Wirtschaftlichkeit des Dieselmotors erreicht, ja für große Maschinenanlagen übertroffen worden ist. Es ist nicht nur der Platz- und Gewichtsbedarf des Bensonkessels so gering, daß er den Wettbewerb mit dem Dlmotor besteht, das Heizöl ist auch 20 bis 70 % billiger als Dieselöl.

Das politische Schuldenmoratorium

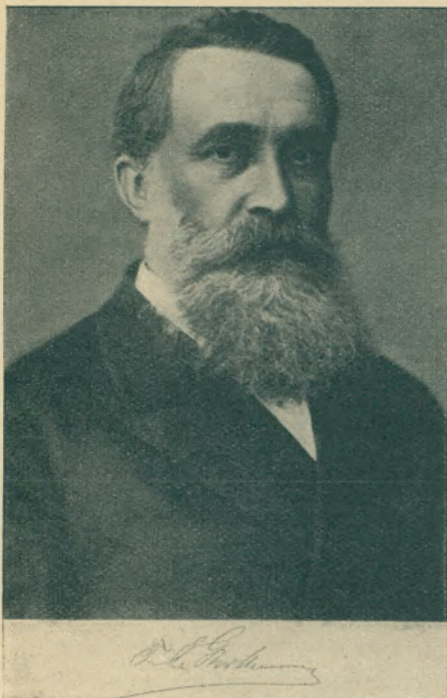


Die Auswirkung des Zahlungsaufschubes.

Nach Tagen der politischen Hochspannung wurde endlich in Frankreich eine Einigung erzielt, nach der die Zahlung der Regierungsschulden (politische Schulden) vom 1. Juli 1931 bis 30. Juni 1932 eingestellt wird. Das Deutsche Reich muß aber den ungeschützten Teil der Annuität (612 Millionen) bezahlen. Das Geld dieser ungeschützten Annuität wurde von der V. J. B. als Anleihe an die Deutsche Reichsbahn-Gesellschaft gegeben; die ganze Summe von 1685 Millionen RM. muß vom 1. Juli 1933 in zehn Raten getilgt werden. Die Frage der Sachlieferung wurde noch nicht endgültig geklärt und soll durch eine Sachverständigenkonferenz in Paris erledigt werden. Mit dieser Regelung ist das Reparationsproblem als solches nicht gelöst, sondern Deutschland wurde lediglich eine Atempause zur Überwindung der dringendsten Schwierigkeiten gewährt.

Franz Carl Guilleaume.

Zur Wiederkehr seines Geburtstages am 30. Dezember und seines Todestages am 1. Dezember.



Johann Theodor Felten, Besitzer einer Seilerei in Köln, nahm im Jahre 1829 seinen Schwiegersohn Franz Carl Guilleaume als Teilhaber auf. Mit dem im Jahre 1827 erfolgten Ableben Feltens ging das Geschäft vollständig in den Besitz Guilleaumes über. Franz Carl Guilleaume war Apotheker und hatte eine Stärkefabrik errichtet, die er mit gutem Erfolge betrieb. Aber auch der Seilerei gab er sich mit nicht geringem Eifer hin und führte verschiedene Verbesserungen in der Herstellung der Seile ein, die ihm im Jahre 1831 ein Patent der preussischen Regierung einbrachten. Er starb im Jahre 1837 im Alter von nur achtundvierzig Jahren, und seine Witwe führte beide

Unternehmungen in seinem Sinne weiter, wobei sie von ihren beiden Söhnen Theodor und Carl August unterstützt wurde. Nach dem Tode der Mutter teilten die beiden Söhne den Besitz unter sich, und zwar derart, daß Theodor die Seilerei und Carl August die Stärkefabrik übernahm. Obgleich Theodor mit schwierigen Verhältnissen zu kämpfen hatte, gelang es ihm doch, grundlegende geschäftliche Neuerungen durchzuführen, die für die spätere Blütezeit der Firma die Grundlage bildeten. So führte er beispielsweise die Herstellung der Drahtseile ein, die im Jahre 1834 durch Bergrat Albert in Clausthal im Bergbau Eingang gefunden hatten, und erfand weiter das Flachdrahtseil, stellte im Jahre 1838 die erste Dampfmaschine auf und im Jahre 1853 die erste Drahtseilmaschine, legte eine Verzinkerei an und stellte im Jahre 1853 die ersten Telegraphenkabel her. 1857 entstand die Drahtzieherei und 1859 das Drahtwalzwerk. Damit hatte sich die Firma Felten & Guilleaume im Rohstoffbezug unabhängig gemacht.

Theodors Sohn Franz Carl Guilleaume, der am 30. Dezember 1834 geboren wurde, besuchte die höhere Bürgerschule und die Gewerbeschule, erhielt eine längere Ausbildung in England und trieb später noch technische und wissenschaftliche Studien in Belgien. Im Jahre 1856 trat er in das väterliche Geschäft ein, wurde 1860 Teilhaber und fünf Jahre später, nachdem sich sein Vater vom Geschäft zurückgezogen hatte, alleiniger Inhaber.

Franz Carl Guilleaume arbeitete auf eine systematische Trennung des Betriebes hin, indem er die Seilerei mit ihren Nebenbetrieben von der Drahtseil- und Kabelherstellung trennte. Denn die letztere hatte durch ihre metalltechnische Ausgestaltung keinerlei inneren Zusammenhang mehr mit den Seilereibetrieben. Diese Trennung als notwendig erkannt und folgerichtig durchgeführt zu haben, war das erste Verdienst Franz Carl Guilleaumes. Möchte die Überlieferung vielleicht das Gegenteil verlangen, so gebot doch eine gedeihliche Weiterentwicklung des Unternehmens in Zukunft eine Scheidung der Betriebe. In Verfolgung dieses Gedankens erwarb Franz Carl Guilleaume ein größeres Gelände in Mülheim am Rhein, das Anschluß an das Bergisch-Märkische Bahnnetz hatte, und wo im Jahre 1873 das „Carlswerk“ errichtet wurde, das

zunächst die Drahtzieherei und Drahtseilerei aufnahm. Die Hanfseilerei beließ er zunächst auf dem von seinem Großvater im Jahre 1827 erworbenen Gute Rosenthal; 1883 wurde in Komar bei Köln eine neue Seilerbahn angelegt.

Durch die Ausgestaltung des Betriebes war Franz Carl Guilleaume in der Lage, die Bedingungen, die die fortschreitende Technik, vor allem die zunehmende Tiefe der Bergwerkschächte, der Drahtseilherstellung stellte, zu erfüllen und die darauf hinausgingen, den Drahtseilen eine höhere Festigkeit ohne wesentliche Erhöhung des Gewichtes zu geben. Der Rohstoff für Seildraht war bislang neben schwedischem, Siegener und Eisener Holzholzeisen, das eine Festigkeit bis zu 55 kg/mm² aufwies, geglähter Eisendraht, dessen Zugfestigkeit etwa 40 kg/mm² betrug. Damals machten englische Drahthersteller Versuche mit Drähten aus Gußstahl, die zwar eine hohe Bruchfestigkeit hatten, die aber derartig spröde waren, daß eine Verwendung zu Seilen aussichtslos erschien. Ähnlich verhielten sich Drähte aus Bessemerstahl. Da gelang es in England, den Draht aus Gußstahl durch eine geschickte Wärmebehandlung derartig zu verbessern, daß er eine Festigkeit von 120 kg/mm² erreichte. Als Franz Carl Guilleaume hiervon hörte, schloß er mit den Herstellern des englischen Drahtes einen vorteilhaften Vertrag über den Bezug von Drahtseildraht und begann unverzüglich mit der Herstellung von hochwertigen Drahtseilen. Die Erfindung der Lauerer, die darin besteht, daß die Schiffe sich an einem langen, im Bett des Flusses liegenden Drahtseil fortbewegen, brachten Carl Franz neben den Förderseilen lohnende Aufträge an Drahtseilen, die besonders die Inbetriebnahme des „Carlswerks“, die 1874 erfolgte, rechtfertigten.

Da die von der Firma Felten & Guilleaume früher gelieferten Erdkabel sich gut bewährt hatten, trat Staatssekretär Dr. von Stephan im Jahre 1875, nachdem er die Leitung der Telegraphenverwaltung übernommen hatte, mit Franz Carl Guilleaume in Verbindung, dessen Erfahrungen Stephan hochschätzte, um über die Möglichkeit des Baues eines unterirdischen Telegraphennetzes zu verhandeln. Im Jahre 1876 wurde eine Versuchsstrecke von Berlin nach Halle gebaut, die sich so gut bewährte, daß bis zum Jahre 1881 rund 5500 Kilometer Kabel mit über 37 000 Kilometer Leitungen verlegt wurden, von denen Franz Carl Guilleaume die größere Hälfte lieferte.

Als um 1880 die Nachrichten von den ersten Stacheldrahtpatenten aus Amerika nach Deutschland kamen, sicherte sich Franz Carl Guilleaume die europäischen Patente einer amerikanischen Firma und begann sofort mit der Herstellung von Stacheldraht, der bald ein begehrter Handelsartikel im In- und Ausland wurde.

Um das Bild des Lebenswerkes Franz Carl Guilleaumes zu vervollständigen, sei noch berichtet, daß seine letzten Lebensjahre ausgefüllt waren, mit der Ausgestaltung der Stark- und Schwachstromkabel, hauptsächlich Telephonkabel, die einmal auf die zunehmende Verbreitung der Dynamomaschine und zum andern auf die durch Graham Bell bewirkte Verbesserung des Telefons zurückzuführen war. Hand in Hand mit der Herstellung dieser Erzeugnisse ging der Ausbau des Betriebes und vor allem die Versorgung des Werkes mit Kupfer. Die Menge dieses Rohstoffes, die für Kabelzwecke verarbeitet wurde, war nach und nach so groß geworden, daß eine Sicherstellung des Kupferbedarfes unbedingte Notwendigkeit wurde. Noch ein Jahr vor seinem Tode konnte Guilleaume die Kupferschmelze und Kupferdrahtzieherei dem Betrieb übergeben.

Überblickt man das Wirken Franz Carl Guilleaumes, der am 1. Dezember 1887, noch nicht dreißig Jahre alt, von einem tödlichen Leiden dahingerafft wurde, so wird offenbar, daß er kein Erfinder war, der die Welt mit neuen Dingen überraschte, sondern ein Industrieller, der den Geist seiner Zeit erkannte und erfaßte und sich an dessen Entwicklung tatkräftig beteiligte. Als Unternehmer weitblickend, war es ihm vergönnt, an der Entwicklung seines engeren Fachgebietes tatkräftig mitzuarbeiten, unermüdlich in der Arbeit, zäh in der Ausdauer, wenn es galt, ein einmal gestecktes Ziel anzustreben. In strengen Lebensanschauungen aufgewachsen, erkannte er es als seine Pflicht, das Ererbte zu pflegen und zu erweitern, und den Nachgeborenen ein Ansporn zu sein, diesen einmal als richtig erkannten Weg hartnäckig weiter zu verfolgen zum Wohle des Ganzen.

Auf den ersten Blick

Ist jedem Leser der einfarbigen Ausgabe die hervorragende Wiedergabe der Radierungen, Zeichnungen und Lichtbilder der Seiten 545—560 aufgefallen. Diese Seiten bilden einen einmaligen Probebogen, der den Unterschied in der Papierqualität zwischen der einfarbigen und der Kunstdruckausgabe zeigen soll.

Nur 40 Pfennig im Vierteljahr beträgt beim Vierteljahresbezug der Preisunterschied zwischen beiden Ausgaben. Wer ungetrübte Freude am „Werk“ haben will, entscheide sich ab Januar 1932 für die Kunstdruckausgabe. In den nächsten Tagen umlaufende Bestellisten erleichtern die Umbestellung.

Technische Gedenktage.

2. 12. 1856 erhielt Friedrich Siemens das englische Patent Nr. 2861 auf seine Regenerativfeuerung zur Erzielung hoher Temperaturen. Über das Prinzip dieser Heizungsart heißt es in der Patentschrift wörtlich: „Die Hitze der Verbrennungsprodukte wird diesen dadurch entzogen, daß man sie durch Kammern leitet, die mit feuerfesten Steinen derart ausgefüttert sind, daß sie eine möglichst große Oberfläche für die Wärmeaufnahme abgeben; indem man Ströme von Luft oder anderen Gasen in umgekehrter Richtung wie die Feuergase über die erhitzten Steinflächen streichen läßt, wird die aufgespeicherte Hitze den ersteren mitgeteilt.“ Die Regenerativfeuerung hat für die Eisen-, Stahl- und Glasindustrie größte Bedeutung erlangt.

3. 12. 1897 starb in Arlen (Württ.) Karl ten Brink. Nach seiner Ingenieurausbildung war er einige Jahre in französischen Maschinenfabriken und auch als Vorstand der Eisenbahnwerkstatt Montigny der französischen Ostbahn tätig. Hier machte er seine ersten Versuche mit einer kohlensparenden Feuerung bei Lokomotiven, deren Hauptgrundsatz darin besteht, der Flamme die notwendige Verbrennungsluft an der richtigen Stelle zuzuführen, aber nur so viel Luft, als zur größten Wärmeentwicklung notwendig ist (Ten-Brink-Feuerung). Als er später Teilhaber einer Spinnerei und Weberei in Arlen geworden war, wandte er seine Feuerungsart auch bei ortsfesten Dampfkesseln an. Bei seinem Tode waren allein in Württemberg rund 1000 Dampfkessel mit der Ten-Brink-Feuerung ausgestattet.

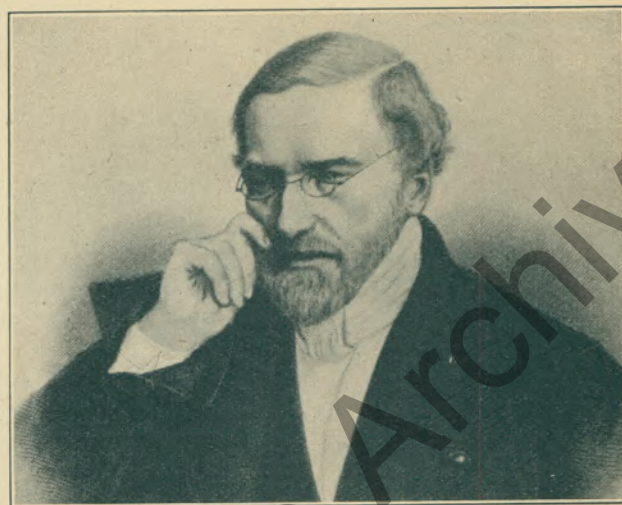
4. 12. 1857. Todestag von Jakob Friedrich Kammerer. Er wurde, wie sein Vater, Siebmacher und erlangte im Jahre 1824 ein Patent zur Herstellung von Sommerhüten aus Fischbein, Weiden und Spanischrohr, das ihm so verheißungsvoll erschien, daß er die Hutmacherei aufnahm. Bald nachher erfand er auch eine Maschine zum Appretieren von Seidenhüten. Am meisten aber ist sein Name bekannt geworden durch die Erfindung der Phosphorzündhölzer. Kammerer hatte ungeheure Schwierigkeiten mit den Behörden, da diese die Herstellung der Phosphorzündhölzer für sehr gefährlich hielten, obgleich von Sachverständigen die Fabrikation für gefahrlos erklärt wurde. Erschwerend für seine Lebensarbeit war noch ein gerichtliches Verfahren, das gegen ihn wegen revolutionärer Umtriebe eingeleitet wurde und das ihn zwang, sich jahrelang im Ausland aufzuhalten. Er gründete deshalb im Ausland Zweigwerke, die sich recht gut entwickelten.

6. 12. 1887. Todestag von Reiner Daalen. Er erhielt seine technische Ausbildung in Belgien und war in verschiedenen Maschinenfabriken als Ingenieur tätig. 1840 ging er ins Eisenhüttenfach über. Vorübergehend bei Eberhard Hoesch in Düren und bei Piedboeuf & Co. in Aachen beschäftigt, ging er später nach Piepenstock & Co. in Hörde und bekleidete dort bald die Stelle eines Oberingenieurs des Hermannshütte. Ende der 60er Jahre gründete Reiner Daalen das Neusser Eisenhüttenwerk. Reiner Daalen verdankt die deutsche Eisenindustrie eine Reihe von Verbesserungen, hauptsächlich auf dem Gebiete der Walzwerkstechnik. Vor allem ist sein Universal-Walzwerk zu nennen, das er Ende der vierziger Jahre in Hörde erfand.

15. 12. 1832 wurde in Dijon Alexander Gustave Eiffel geboren. Er wandte sich gleich nach seinem Studium dem Eisenbau zu. 1858 baute er die große Brücke bei Bordeaux, bei deren Gründung er zum ersten Male Druckluft anwandte. 1867 eröffnete er in Levallois eine Eisenbauanstalt, die noch eine große Anzahl bedeutender Brücken- und sonstiger Eisenbauten ausführte. Am meisten ist sein Name bekannt geworden durch den kühnen Bau des nach ihm benannten Turmes auf dem Marsfeld in Paris für die Ausstellung von 1889.

22. 12. 1867. Todestag von Jean Victor Poncelet. Aus kleinen Verhältnissen stammend, gelang es ihm, durch außerordentlichen Fleiß einen Platz im Lycée Impérial in Metz zu erhalten und die Ecole Polytechnique in Paris zu besuchen. 1810 trat er als Ingenieur-offizier in Metz in den Heeresdienst, machte den Krieg gegen Rußland mit, geriet in Gefangenschaft und kam nach Friedensschluß wieder nach Metz zurück. Hier in Metz erfand er eine Einrichtung zur gleichförmigen Bewegung von Klappbrücken. 1827 begann er mit Versuchen über den Ausfluß des Wassers aus Gefäßmündungen. Im Jahre 1834 ernannte endlich die französische Akademie Poncelet zu ihrem Mitgliede, nachdem man von anderer Seite seine Bedeutung schon längst erkannt hatte. Später siedelte Poncelet nach Paris über, wo er als Professor an der Faculté des Sciences wirkte und gleichzeitig zu den höchsten militärischen Ehren aufstieg. Poncelet förderte die abstrakten und Erfahrungswissenschaften, besonders auf dem Gebiete der Geometrie, der technischen Mechanik, der Hydraulik und der theoretischen Maschinenlehre (vgl. obenstehendes Bildnis).

26. 12. 1839 wurde in Posen Hermann August Seger geboren. Er erkannte, daß die wissenschaftliche Forschung auf dem Gebiete der



J. B. Poncelet

geb. 1. Juli 1788 zu Metz, gest. 22. Dezember 1867 in Paris.

(Nach Rühlmann: Vorträge über die Geschichte der technischen Mechanik und theoretischen Maschinenlehre, Leipzig 1885).

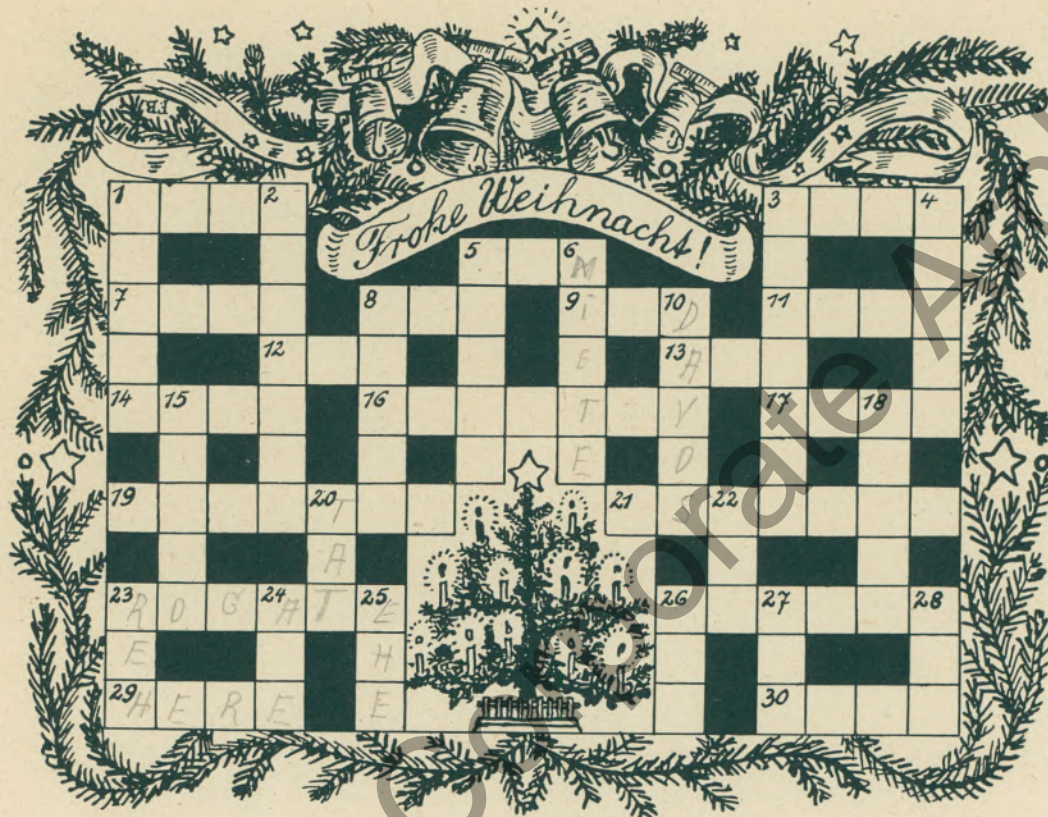
Tonindustrie noch sehr wenig Anwendung gefunden hatte, und er verschaffte sich daher zunächst einen Überblick über den damaligen Stand der Herstellungstechnik, der Eigenschaften der Rohstoffe und der Anforderungen, die man an die Fertigerzeugnisse stellte. Nach umfangreichen Studienreisen in Deutschland, Belgien, England und Ungarn trat er in das Laboratorium der von Friedrich Hoffmann und Tüschmiedt geleiteten „Deutschen Töpfer- und Ziegler-Zeitung“ ein und schuf mit diesen Männern die neuzeitliche Tonchemie. 1877 gründete er mit Aron zusammen die „Tonindustrie-Zeitung“, die bald das führende Organ auf dem Gebiete der keramischen Industrie wurde. Über zahlreiche Gebiete der Keramik veröffentlichte Seger wichtige Forschungsarbeiten. Am bekanntesten ist sein Name geworden durch die Erfindung der „Segerkegel“, kleine Tonpyramiden, die einen ganz bestimmten Schmelzpunkt haben und somit ein wertvolles Hilfsmittel für die Temperaturmessung sind.

27. 12. 1773. Geburtstag von Sir George Cayley. Durch Montgolfier und seine Erfolge angeregt, beschäftigte er sich seit jungen Jahren mit der Luftschiffahrt. In Zeitschriftenaufsätzen legte er seine Pläne über lenkbare Luftschiffe nieder (1816). Obgleich er nie ein Luftschiff gebaut hat, erkannte Cayley die Grundsätze, auf die die Theorie der lenkbaren Luftschiffe aufgebaut ist. Er war fest davon überzeugt, daß Luftschiffe und Flugzeuge das Verkehrsmittel der Zukunft seien. Er baute eine Art Segelflugzeug, mit dem er Gleitflüge unternahm. Das Flugzeug war mit einem Ruder ausgerüstet, das ein genaues Ansteuern eines Punktes im Tal ermöglichte, wenn sich Cayley von einem Abhang gleiten ließ. Cayley kam durch seine Überlegungen auch zum Zwei- und Dreidecker. Infolge seiner Erkenntnisse ist Cayley den Pionieren der Luftfahrt unbedingt zugurechnen.

30. 12. 1691 starb in London Robert Boyle, einer der Begründer der analytischen Chemie. Er war einer der ersten, die die wissenschaftliche Chemie von der Alchimie trennten; ferner unterschied er als erster zwischen mechanischer Mischung und chemischer Verbindung. Er hielt den Versuch allein für maßgebend. Auch als Physiker beschäftigte er sich mit Erfolg. U. a. wies er die Abhängigkeit des Siedepunktes vom Druck auf die siedende Flüssigkeit nach.

30. 12. 1908. Todestag von August Klonne. Da es die Vermögensverhältnisse seiner Eltern nicht erlaubten, ihn studieren zu lassen, eignete er sich durch Selbststudium technische Kenntnisse an und arbeitete in verschiedenen Betrieben praktisch. Mit 24 Jahren wurde er bereits an die Spitze der Gas- und Wasserwerke Union, Dortmund, berufen. Hier führte er u. a. die Generatorfeuerung und Verbesserungen im Gasbehälterbau ein. 1879 gründete er in Dortmund ein Ingenieurbüro und kaufte 1886 eine Eisenbauanstalt, um die von ihm konstruierten Anlagen selbst ausführen zu können. Sein Hauptarbeitsgebiet war nach wie vor die Gasherstellung. Er schuf Verbesserungen und Neuerungen zum Rählen, Waschen, Reinigen und Speichern der Gase; aber auch auf dem Gebiete der Kesselfeuerungen und Wärmöfen brachte er beachtenswerte Neuerungen zur Ausführung, ebenso ist sein Name auf dem Gebiet des Eisenhochbaues bekannt geworden.

Denksport



Kreuzworträtsel.

Von F. Besebruch.

Waagerecht: 1. Halbedelstein. 3. Himmelskörper. 5. Germanische Waffe. 7. Höheres Wesen. 8. Gewässer. 9. Gelöbniß. 11. Bestandteil des Tees. 12. Stadt in den Niederlanden. 13. Papageienart. 14. Shakespearesche Königsgestalt. 16. Photographische Zeichnung. 17. Spielkarte. 19. Christbaumschmuck. 21. Italienische Halbinsel. 23. Kirchlicher Sonntag. 26. Stadt in Nordafrika. 29. Griechische Göttin. 30. Reich in Hinterindien.

Senkrecht: 1. Musikinstrument. 2. Beleuchtungskörper. 3. Etiersechter. 4. Italienischer Dichter. 5. Musikinstrument. 6. Periodische Zahlung. 8. Gesetzgebende Behörde. 10. Schweizer Kurort. 15. Muse. 18. Wohnungsgeld. 20. Handlung. 22. Bodenvertiefung. 23. Wild. 24. Stadt in Oberitalien. 25. Gemeinschaft. 26. Nebenfluß des Rheins. 27. Brennstoff. 28. Alkoholisches Getränk.

Silbenrätsel.

Von Dr. A. Gerhard.

Aus folgenden 57 Silben sind 26 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, und deren Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, einen Sinnspruch Lessings ergeben (ch, st und sch am Ende = je ein Buchstabe):

a - a - a - be - bern - darm - dat - de - de - de - del - der - der - e - e - e - e - e - ens - est - ga - gel - hard - he - heit - hi - i - in - in - ka - ki - lo - lud - mi - na - na - ne - neff - re - res - ro - rich - sei - seht - sel - si - stadt - tan - te - tel - tel - tow - ver - weis - wig - win - wisch

Die Wörter bedeuten: 1. Stadt in Hessen. 2. Stachelthier. 3. Lastthier. 4. Blume. 5. Kampfplatz. 6. Gauner. 7. Verbindung. 8. Volksstamm. 9. Fluß in Frankreich. 10. Vorort von Berlin. 11. Islamitischer Prediger. 12. Stadt in Frankreich. 13. Stadt in Italien. 14. Männername. 15. Kerbtier. 16. Männername. 17. Stadt in Indien. 18. Zeitabschnitt. 19. Berg im Himalajagebirge. 20. Kleidungsstück. 21. Wissen. 22. Männername. 23. Germanischer Gott. 24. Verwandte. 25. Südsfrucht. 26. Griechischer Kriegsgott.

Der „Eins“.

Das hatte nun der Eins vom Einszwei,
Der Zwei des Geldschranks war ihm doch zu hart.
Er schuftete mit Hammer, Bohrer, Meißel
Und merkte nicht, wie langsam wich die Nacht.

Wenn er an andern Orten zwei,
Zwei er sich sonst davon zur rechten Zeit,
Doch heute überraschte ihn dabei
Der Sonnenstrahl, der sich durch's Fenster zwei.

Da kam man schon. — Der Eins ward festgenommen.
Verhör, Gericht und Urteilspruch.
Weil Zwei so fest war, hat der Eins vom Einszwei
Für lange Zeit jetzt sicherlich genug.

Spruchwortsrätsel.

Gebrauchsmusterschuß angemeldet.

Von Dr. A. von Nüss.

I		II		III	
1		2	3	4	5
6			7		8
10				11	12
15	16		17	18	
20			21		22
24		25	26	27	28
31		32		33	34
36		37	38		39
41		42		43	

Die Wörter bedeuten:

Waagerecht: 1 bis 3: Blutgefäß. 2 bis 4: Planet. 4 bis 5: Wasservogel. 6 bis 7: Seekriegswaffe. 7 bis 8: Haft. 8 bis 9: Straußenart. 10 bis 11: Frühgottesdienst am Weihnachtsfest. 11 bis 13: Weiblicher Vorname. 12 bis 14: Kennzeichen. 15 bis 17: Haustier. 16 bis 18: Stadt in Bayern. 18 bis 19: Nützliches Insekt. 20 bis 21: Männlicher Vorname. 21 bis 22: Skandinavische Münze. 22 bis 23: Vieh. 24 bis 26: Pelz. 25 bis 28: Wasserpflanze. 27 bis 29: Germanische Waffe. 29 bis 30: Abgekürzter weiblicher Vorname. 31 bis 32: Gattung. 32 bis 34: Kohlenprodukt. 33 bis 35: Männlicher Vorname. 36 bis 38: Krötenart.

37 bis 39: Badische Stadt am Rhein. 39 bis 40: Vergütung. 41 bis 42: Germanisches Getränk. 42 bis 44: Stadt in Italien. 43 bis 45: Festes Einkommen.

Senkrecht: 1 bis 15: Nährmutter. 15 bis 24: Göttin der Morgenröte. 24 bis 41: Kleiderrand. 5 bis 19: Nachtvogel. 14 bis 30: Frauengestalt der griechischen Sage. 23 bis 40: Deutscher Historiker und Schriftsteller. 30 bis 45: Vorfahre.

Spruchtext: Die senkrechten Feldezeilen I, II und III ergeben, hintereinander von oben nach unten gelesen, einen Spruch.

Auflösungen aus dem Novemberheft.

Wabenmosaik.

1. Mohn. 2. Milz. 3. Lenz. 4. Bern. 5. Esel. 6. Turm. 7. Nero. 8. Lanz. 9. Rade. 10. Soda. 11. Moll. 12. Hamm. 13. Pome. 14. Oder. 15. Mine. 16. Ruth. 17. Gros. 18. Trio. 19. Jnes. 20. Ulan. 21. Klee. 22. Wade. 23. Veil. 24. Oboe. 25. Obst. 26. Raim. 27. Adam. 28. Page. 29. Eibe. 30. Bode.

Drei Homonyme.

1. Fall. 2. Zug. 3. Bogen.

Kreuzwortsrätsel.

Waagerecht: 1. Spore. 3. Po. 7. Ur. 8. Nizza. 12. Oder. 13. Leine. 15. Elf. 17. Moll. 18. Lena. 20. Lid. 21. Liebe. 23. Eder. 24. Rahel. 26. Ra. 27. Na. 29. Jnder.

Senkrecht: 2. Po. 3. Erz. 4. Greif. 6. Ozon. 9. Jgel. 10. Adele. 11. Irene. 13. Loden. 14. Jller. 16. La. 19. Ebbe. 20. Laura. 22. Fran. 25. Hai. 28. Ne.

Prämien für erfolgreiche Werbung

Wünschen Sie „Das Werk“ ein halbes Jahr kostenlos?

Dann werben Sie fünf neue Jahresbezieher!

Unsere Prämien:

I. Jeder „Werk“-Leser, der einen neuen Jahresbezieher wirbt, hat nach eigener Wahl Anspruch auf je einen Sonderdruck nachfolgender im „Werk“ veröffentlichten Kunstbeilagen.

1. Ehrenurkunde. Radierung von F. Kätelhön (Jahrg. X, Heft 1, Bildgröße 17,3 × 22,1 cm, Kartongröße 23,8 × 32 cm).
2. Scheingrößen. Radierung von Prof. Jos. Uhl (Jahrg. X, Heft 2, Bildgröße 17 × 18 cm, Kartongröße 23,8 × 32 cm).
3. Die Traumbrücke. Radierung von Cäcilie Graf-Pfaff (Jahrg. X, Heft 3, Bildgröße 16 × 22,5 cm, Kartongröße 24 × 32 cm).
4. Kreuzigung. Radierung von Prof. D. Graf (Jahrg. X, Heft 4, Bildgröße 21 × 16 cm, Kartongröße 31,8 × 24 cm).

5. Hochofen. Radierung von H. Kupferschmid (Jahrgang X, Heft 7, Bildgröße 17 × 20,5 cm, Kartongröße 23,8 × 31,8 cm).

6. Burg Cochem an der Mosel. Radierung von Josef Steib (Jahrg. X, Heft 8, Bildgröße 17 × 21,5 cm, Kartongröße 24 × 31,8 cm).

7. Im Thomasstahlwerk. Radierung von Georg Sansz (Jahrg. X, Heft 10, Bildgröße 17 × 21,5 cm, Kartongröße 24,8 × 32,6 cm).

II. Wer zwei neue Jahresbezieher wirbt, hat Anspruch auf einen vom Künstler handschriftlich signierten Sonderdruck des Scherenschnittes „Die Lieblingsfrau“, auf echtem Japanpapier, von E. Nagel-Dief (IX. Jahrg., Heft 9).

III. Wer drei neue Jahresbezieher wirbt, erhält eine Sammelmappe in Halbleinen.

Wer mindestens fünf neue Jahresbezieher für 1932 wirbt, hat Anspruch auf einen Freibezug der Kunstdruckausgabe der Zeitschrift „Das Werk“ für die Zeit von Juli bis Dezember 1932.

Als Neubezieher gilt nur, wer „Das Werk“ im Jahre 1931 nicht bezogen hat. Soweit in den Betrieben Bestelllisten umlaufen, genügt Eintragung der neu gewordenen Bezieher in diese Liste.

Die Botanikerkronen

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat
erschienenen Gattungen



Strenger Winter.

Radierung von Hermann Frenz.

„Gratuliere, Papa!“ bringt Fritz seinen Geburtstagswunsch dar.
„Danke, mein Junge“, freut sich der Vater. „Das schönste Geschenk, das du mir geben kannst, ist, daß du mir versprichst, ein gutes und fleißiges Kind zu sein...“
Da wird Fritz sehr verlegen. „Ja, Papa“, sagt er, „das ist nu so 'ne Sache. Ich hab' nämlich schon was gekauft...“
(Berliner Illustrierte Zeitung.)

Emma, die Küchenfee, steht am Fenster und schaut sich den dunklen Gewitterhimmel an. Als plötzlich ein farbenprächtiger Regenbogen erscheint, ruft sie begeistert: „Gott, wie schön, wie eine Studentenbrust!“
(Frankfurter Illustrierte.)

Bei einer Lohengrinaufführung im Berliner Opernhaus war der um 1890 sehr geschätzte lyrische Tenor Rotmühl eines Tages in recht angeheiteter Stimmung als Folge eines Sektfrühstücks bei Borchardt. Während der Aufführung hatte er das Pech, vor dem Nachen des Schwanes zu straucheln und zu fallen. Die Regie hatte dies nicht sofort bemerkt, und der Schwanz zog weiter. Darauf wendete sich Rotmühl an einen dabeistehenden Kollegen und fragte ihn: „Wann fährt der nächste Schwanz?“
(Die Wochenschau.)

Ein Junge hatte ein kleines Mädchen geohrfeigt. Gleich war die Mutter zur Stelle:

„Über Ralph“, sagt sie, „ein Herr schlägt doch keine Dame!“
„Und eine Dame figelt keinen Herrn!“ gab der Sprößling zur Antwort.
(Die Wochenschau.)

Zwei Briefe.

„Geliebte Margot! Hier gib' es nichts Neues. Ich arbeite den ganzen Tag und denke an Dich. Um mal auszuspinnen, war ich gestern abend in der Urania bei einem Kulturfilm und habe mir ein schönes Stück Natur angesehen. Dein treuer Walter.“

„Lieber Walter! Arbeite nicht so viel und sei nicht so unvorsichtig. Dr. Weichmann hat meinen Eltern erzählt, daß er Dich mit Deinem Stück Natur in der Urania gesehen hat. Deine Margot.“
(Die Wochenschau.)

Der Herrenfahrer sauste mit seinem Rennwagen durch den Botanischen Garten. Plötzlich landete er an einer dicken Birke.

Der Wagen zersplitterte, und sein Lenker kletterte am Baum, vor seinen Augen das botanische Schild: „Sibirische Birke. Eingeführt aus Omsk.“
Der Herrenfahrer brummte: „Die hätten sie auch stehenlassen können, wo sie war!“
(Münchener Illustrierte Presse.)

Der unschuldige Knabe.

Das Fräulein Lehrerin läßt sich Frischens Vater kommen: „Herr Lehner, Ihr Bub, der flucht und gebraucht Ausdrücke, die ich gar nicht wiedergeben kann. Wo hat er das bloß her?“

„Ja“, meint Herr Lehner, „da kann der Bub nichts dafür, wissen Sie, das hört er von den Leuten; wir wohnen direkt neben dem Finanzamt.“
(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptchriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 8 RM., Einzelheft 80 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Anfragen sind an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 60 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 4,40 RM., Einzelheft 40 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 69, wohin alle Mitteilungen zu richten sind. Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.